

ZEUGENSCHRIFTUM

25-225/2-1

Name: Falkenhausen, Gotthard. Frhr. v., Dr. Bankdir.	ZS Nr. 225	Bd II	Vermerk:
katalogisiert Seite: 1 - 79			
Sachkatalog: Widerstand II - 1. Wehrmacht " III - Paris Sipo u. SD III - Gefängnis Moabit " - Gefangenenbehandlg. Strafrecht III - Strafanstalt Moabit KZ III - Einsatz	Personen: Hofacker, Casar v. Obstlt. Stulpnagel, Heinrich v. Gen. Rommel, Erwin. GFM Falkenhausen, Alexander v. Gen. " , Gotthard. Frh. v. Dr. Bankdir. Freisler, Roland. VGH-Fräs. Kluge, Günther. v. GFM I Blumentritt, Günther. Gen. Boussac, Marcel. Industrieller Brauchitsch, Walther, GFM I Beck, Ludwig. GO Fink. Obst. Gerdeler, Carl Friedr. OBgm. I		
katalogisiert Seite:			
Sachkatalog:	Personen: Halder, Franz. GO I Wagner, Hans. GenLt. Etzdorf, Hasso v. Dr. LegR Groscurth, Helmuth. Obst. Le Roy Ladurie, Bankdir. Michel, Elmar. Dr. MilVerwCh. Maulaz, Dr. Stubaf. Schön, JustizR Stauffenberg, Claus. Gf.v.Obst. Olbricht, Friedrich. Gen. Manstein, Fritz Erich. GFM		
katalogisiert Seite:			
Sachkatalog:	Treskow, Joachim v. GenLt. Personen: Moltke, Helmut. Gf. Rechtsanw. Rundstedt, Gerd. v. GFM Röchling, Ernst. Dr. York v. Wartenburg, Peter Gf. Lt. Schulenburg, Fritz. Gf. v. d.		
katalogisiert Seite:			
Sachkatalog:	Personen:		

25-2252-2

ERINNERUNGEN

an die deutsche Widerstandsbewegung.

Von

Gotthard Freiherr von Falkenhausen

Rittm.

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 4000/68	Best. 25225
Rep.	Kat. v. Kub.

Eine Darstellung der Ereignisse des 20. Juli 1944 muss, wenn sie richtig verstanden werden will, die Beweggründe erkennen lassen, von denen die Inspiratoren, Teilnehmer und Mitwisser ausgingen, und die Ziele, die ihnen vorschwebten. Nur dann vermeidet man die Gefahr, der heute so viele Beurteiler dieser Vorgänge unterliegen, in diesem Unternehmen entweder ein militärisches Pronunziamento ehrgeiziger Offiziere, oder eine Verschwörung weltfremder Intellektueller oder gar eine Aktion missvergnügter Reaktionäre zu sehen. Dass die nationalsozialistische Propaganda bestrebt war, eine solche Darstellung des einzigen, ernsthaften und gefährlichen Schlages, der gegen diese beispiellos grausame Tyrannei geführt worden ist, in die Welt zu senden, ist erklärlich. Sie durfte nicht anerkennen, dass es sich um einen Ausbruch des aus religiösem Urgrund stammenden, ein Jahrzehnt mit steigender Schamlosigkeit getretenen und geschändeten Rechts- und Sittlichkeitsgefühls handelte, das sich den Entschluss zu politischem Mord um höherer Ziele willen nur nach schweren inneren Kämpfen hat abringen können. Dass heute diese nationalsozialistische Propagandathese weiter wirkt, muss um der historischen Gerechtigkeit willen verhindert werden. Nicht nur stehen Ehre und Ruf der Männer, die für diese Sache in den Tod gegangen sind, auf dem Spiel, es darf auch kein neuer Zwiespalt in die Front derjenigen getragen werden, die, wenn auch von verschiedenen Ausgangspunkten aus, für das gemeinsame Ziel der Befreiung unseres Landes und Europas von dieser Geißel gekämpft haben. Auch heute noch gibt es eine weit um sich greifende Flüsterpropaganda, die davon lebt, die Schuld am verlorenen Krieg und dem beispiellosen Elend, in dem sich unser Volk befindet, denjenigen zuzuschreiben, die Hitler bekämpft, seinen Plänen Widerstand geleistet, oder, wie es so oft heisst, als Offiziere seine Massnahmen sabotiert hätten. Die Verbrechen des Hitler-Regimes und seine ungeheure moralische Schuld an Deutschland und Europa werden darin geflissentlich verschwiegen. Eine Klarstellung der Vorgänge des 20. Juli 1944 dient also zugleich dazu, die Schuld Hitlers, seiner Partei und ihrer politischen und militärischen Schleppenträger an dem Zusammenbruch der christlich-abendländischen Kultur nachzuweisen, vor dem Europa heute steht.

Eine vollständige und lückenlose Schilderung der Ereignisse vermag ich nicht zu geben, dazu bedarf es des Zusammenwirkens aller Teilnehmer, die die Zeit der Verfolgung überlebt haben. Aber ich bin von 1939 an

so vielfältig zu den Gruppen, die sich die Beseitigung des Regimes und die Rettung Europas durch schnelle Beendigung des Krieges zum Ziel machten, in Verbindung getreten, dass ich glaube, einen nicht ganz unwichtigen Beitrag zu der Geschichte dieser Widerstandsbewegung liefern zu können.

Dass es im Heere, besonders nach den Ereignissen des 30. Juni 1934, nach der Ermordung Schleicher's und Bredow's verantwortungsbewusste Persönlichkeiten gab, die voraussahen, dass Hitler Deutschland und Europa über kurz oder lang durch einen Krieg in den Abgrund reißen würde, ist bekannt. Dass General von Fritsch und General Beck die prominentesten Träger dieser Erkenntnis waren, ist gleichfalls kein Geheimnis. Ebenso aber ist unbestreitbar, dass es sich bei diesen Klarsichtigen um Einzelgänger handelte, die sich gegenüber den Propagandisten des Regimes und ihren Mitläufern, die unter Führung von Flomberg und Reichenau auch in der Wehrmacht immer stärker die Oberhand gewannen, nicht durchsetzen konnten. Sie wurden nach und nach kaltgestellt, ihr Einfluss ausgeschaltet. Mir war schon im Jahre 1939 bekannt, dass während der Sudetenkrise 1938 eine Gruppe hoher Offiziere, zu denen der General von Witzleben und General Halder gehörten, den Plan gefasst und vorbereitet hatte, dem Vorgehen Hitler's gegen die Tschechen durch eine gewaltsame Umsturzaktion zuvorzukommen. Das Stichwort "Himmelfahrt", das den Einmarsch in die Tschechei auslösen sollte, war bewusst doppeldeutig gewählt.

Da das deutsche Volk in seiner Gesamtheit einem Kriege in höchstem Masse abgeneigt war, hätte eine militärische Aktion, die Hitler in dem entscheidenden Augenblick in den Arm gefallen wäre und ihn mitsamt der Partei beseitigt hätte, alle Chancen gehabt, im Volk auf Sympathie zu stossen, weil sie den Frieden erhielt. Die Tat Chamberlain's und der englischen Regierung, die Hitler zu einem überwältigenden und unvermuteten aussenpolitischen Erfolg verhalf, verhindert die Durchführung dieser Pläne, wobei es immerhin noch zweifelhaft bleibt, ob die geplante Aktion im entscheidenden Augenblick wirklich eingeleitet worden wäre, oder ob nicht auch damals - wie später so oft - die Zaghaften und Unentschlossenen die Oberhand behalten hätten. Nach der Münchener Kapitulation des Westens vor Hitler war es der offiziellen und inoffiziellen Propaganda des Nationalsozialismus nicht schwer, dem Volk den Glauben an die unfehlbare Intuition und den Weitblick des Führers einzuhämmern, der Kleinmut und Defaitismus in den eigenen Reihen siegreich ad absurdum geführt hatte. Damals brachen mit der Verabschiedung Beck's auch in der Wehrmacht die wichtigsten Säulen inneren Haltes und selbständigen Denkens, die vielleicht in der Krise des Jahres 1939 einen aktiven Widerstand noch hätten tragen können.

25-225/2-5

Als der Krieg ausbrach, bestand für mich kein Zweifel, dass die Hitler'sche Politik eine unvermeidbare Katastrophe nicht nur für Deutschland, sondern für die abendländische Kultur als Ganzes heraufbeschwören müsste, ich bezeichnete damals in einem Brief diesen Krieg als den Totentanz der abendländischen Kultur. Mein Denken und Trachten kreiste also um die Frage, mit welchen Mitteln man zum Frieden kommen könnte, bevor das Chaos über den europäischen Kontinent hereinbräche. Als ich mir im November 1939 einen Einberufungsbefehl zum Oberkommando des Heeres nach Berlin erwirkte, versuchte ich sofort, mit alten Freunden und Gesinnungsgenossen Verbindung aufzunehmen. Bei den Dienststellen, auf die es ankam, war es in erster Linie mein enger Freund, der Legationsrat von Etzdorf, Verbindungsmann des Auswärtigen Amtes zum OKH, der als schärfster Gegner des Nationalsozialismus bei jeder sich bietenden Gelegenheit den massgebenden Militärs die Notwendigkeit, das Regime um jeden Preis zu stürzen, vor Augen führte. Er hatte jederzeit Zutritt zu dem Chef des Generalstabes, General Halder, und arbeitete auch eng mit dem späteren Generalquartiermeister, General Wagner, zusammen, der später im Anschluss an den 20. Juli 1944 Selbstmord beging, um sich der Verhaftung zu entziehen.

Leider stiessen derartige Anregungen und Vorstellungen nur bei wenigen Offizieren auf Verständnis. Es gab zwar in der Generalität und dem Corps der Generalstabsoffiziere überzeugte Gegner des Nationalsozialismus - vor allem bei denen, die die alte militärische Tradition am reinsten verkörperten -, die klar die Brüchigkeit und Unmoral dieser Gewaltherrschaft erkannten. Aber den meisten von ihnen lag der Gedanke an aktives Eingreifen weltenfern. Fehlendes Verständnis für politische Zusammenhänge und staatliche Notwendigkeiten, Scheu davor, sich auf ein unsicheres Terrain zu begeben, Gewöhnung an militärische Disziplin, daneben militärischer Ehrgeiz, Streben nach Beförderung oder Auszeichnung waren Gründe für die Zurückhaltung und Gleichgültigkeit, die in militärischen Kreisen in dieser schlechthin entscheidenden Frage vorherrschten. Auch General Halder war, wie mir Etzdorf mehrfach bestätigte, ein überzeugter Gegner Hitler's. Er wäre wahrscheinlich auch bereit gewesen, jeder Aktion gegen das Regime seinen Beistand zu leihen, er war aber nicht die Persönlichkeit, hatte auch vielleicht nicht die Durchschlagskraft gegenüber seinen Kameraden, um selbst als Führer einen solchen verzweifelten Entschluss zu verantworten und durchzuführen.

Versuche, den Oberbefehlshaber des Heeres, General von Brauchitsch, für die Widerstandsbewegung zu gewinnen, scheiterten bereits im

Beginn. Der aktivste Vertreter der Widerstandsidee beim OKH war der Oberstleutnant im Generalstab Grosscourth, mit dem ich mehrfach zusammenkam. Wir hatten zum Beispiel mit ihm im ^{Dezember 1939} ~~Februar 1940~~ eine Besprechung im engeren Kreis, an der ausser Etzdorf und mir noch mein Freund Dr. Koch (von der Gestapo umgebracht am 26. April 1945) und mein Vetter von der Marwitz-Friedersdorf, teilnahmen. Damals waren wir uns völlig darüber einig, dass ein Sturz des Regimes nur durch Beseitigung Hitler's und Uebernahme der Gewalt durch das Militär möglich sei, und dass es darauf ankomme, für dieses Ziel gerade unter den massgebenden und bei der Truppe bekannten und populären Befehlshabern Verständnis zu erwirken.

Die Frage, wann der entscheidende Moment für einen solchen Schlag sei, ist in höheren militärischen Kreisen, insbesondere von General Halder, anscheinend theoretisch mehr als einmal erwogen worden. Es wäre natürlich wünschenswert gewesen, die Aktion dann losbrechen zu lassen, wenn durch einen eklatanten militärischen oder politischen Misserfolg das Vertrauen in Hitler im Volke wankend geworden war. Galt es doch, mit dem Sturz des Regimes zugleich die nationalsozialistische Ideologie und den Köhlerglauben an die Unfehlbarkeit des Führers auszurotten, sowie dem Entstehen einer Legende nach Hitler's Tod vorzubeugen, die ungleich gefährlicher gewesen wäre als die Dolchstosslegende des Jahres 1918.

Andererseits war es klar, dass ein Attentat und ein politischer Umsturz weder improvisiert noch so präzise vorbereitet werden konnten, dass in dem geeigneten Zeitpunkt nur auf den Knopf hätte gedrückt zu werden brauchen, um die Maschine in Gang zu setzen. Bei der Gefahr eines Verrates und dem ständigen Wechsel in der Truppe und den militärischen Führerstellen hätte nach Beendigung der Vorbereitungen losgeschlagen werden müssen ohne Rücksicht auf das Auf und Ab der militärischen und politischen Situation. Gerade die Meinungsverschiedenheiten über den "richtigen Zeitpunkt" haben später oft genug verzögernd und verwirrend gewirkt. Den Unentschiedenen gaben sie jederzeit einen Vorwand, die Entscheidung zum Handeln vor sich her zu schieben, entschlossene Aktivisten, die auf Mitwirkung dieser Stellen angewiesen waren, wandten sich mit der Zeit enttäuscht und hoffnungslos von den Kunktatoren ab.

Im Winter 1939/40, das heisst vor den Feldzügen in Norwegen und Frankreich, sind sehr ernsthaft Pläne erwogen und vorbereitet worden, die sich bis zu einem Attentatsplan und einem damals mit mir besprochenen Entwurf eines Aufrufes der obersten militärischen Spitze an das Deutsche Volk

und die Welt verdichtet hatten. Man wollte mit dieser Aktion der ursprünglich für November 1939 geplanten Westoffensive zuvorkommen. Schliesslich kam es aber doch nicht zu dem entscheidenden Entschluss. Die massgebenden Offiziere und auch andere Beteiligte konnten sich zu einem solchen Schritt aus echten oder vorgetäuschten Gewissensbedenken und politischen Erwägungen nicht durchringen, die Bombe, die von einem Bekannten von mir geworfen werden sollte, konnte nicht rechtzeitig beschafft werden, die Gelegenheit wurde versäumt. Als nun der überraschende Erfolg des Norwegenfeldzuges wiederum dem Volk eine scheinbare Bestätigung der Hitler'schen Unfehlbarkeit brachte, die dann später durch den Frankreichfeldzug auf den Gipfel getrieben wurde, war die psychologische Voraussetzung für einen bei Wehrmacht und Volk gebilligten oder zum mindesten ohne Widerspruch aufgenommenen Gewaltstreich vorübergegangen.

Freunde versuchten, mir im März 1940 eine Stellung als Bearbeiter wirtschaftlicher Fragen im engeren Stabe des General Halder zu verschaffen, dieser Versuch glückte aber nicht, worüber ich nachträglich sehr froh war. Im Juni 1940 wurde ich zum Militärbefehlshaber nach Frankreich versetzt und lernte dort im Laufe des Sommers 1940 den Major, später Oberstleutnant d.R., Cäsar von Hofacker kennen.

Gemeinsame Interessen und Anschauungen führten uns zusammen, und wir fanden uns besonders in der Erbitterung über die Täuschungs- und Ausplünderungspolitik, die Hitler unter der heuchlerischen Maske der Verständigungsbereitschaft in den westlichen Ländern betrieb. Eine Denkschrift, die ich im August 1940 aufsetzte, und die eine faire und endgültige Verständigung mit Frankreich als Voraussetzung für einen Frieden im Westen forderte, fand die volle Zustimmung Hofacker's und anderer Gleichgesinnter, darunter des Generals von Falkenhausen in Brüssel, dem ich sie übersandt hatte.

Hofacker war befreundet mit dem nach dem 20. Juli 1944 oft genannten Graf Peter Yorck von Wartenburg und seinem Kreis von Gesinnungsgenossen, darunter meinem Corpsbruder Graf Fritz von der Schulenburg. Ich wusste von Schulenburg und anderen seines Kreises, dass sie als Anhänger des später von Hitler umgebrachten Gregor Strasser der nationalsozialistischen Partei schon früh beigetreten waren, sich aber später innerlich von ihr getrennt hatten. Als Christen und Anhänger einer auf Recht und Ordnung aufgebauten Staatsauffassung im Sinne altpreuussischer Grundsätze hatten sie sich enttäuscht von einem System abgewandt, das Korruption, Rechtlosigkeit, Willkür und Lüge zum herrschenden Prinzip erhob. Fritz Schulenburg hatte insbesondere

schwere Konflikte mit dem ostpreussischen Gauleiter Koch gehabt. Schon im Herbst 1940 hatte ich mit Schulenburg über diese Fragen - gerade unter dem Gesichtspunkt der Ethik und des christlichen Sittengesetzes - eine sehr offene Aussprache in Paris. Wir gingen in Uniform eines Nachmittags mehrere Male die Champs Elysées herauf und herunter und stellten schliesslich nach leidenschaftlichem Meinungsaustausch die Gemeinsamkeit unserer Auffassung im Grundsätzlichen fest. Freilich konnte er sich damals - im Gegensatz zu mir - noch nicht zu dem Entschluss durchringen, dass in diesem Falle der politische Mord ein erlaubtes, weil unvermeidbares Mittel zum Zweck sei.

In der im Laufe der Zeit immer enger werdenden Freundschaft mit Oberstleutnant von Hofacker gewannen unsere Anschauungen und Vorstellungen über das, was geschehen musste - nämlich die Beseitigung des Hitler-Regimes um jeden Preis -, allmählich konkretere Gestalt, ohne dass wir bei der verhältnismässig untergeordneten Art unserer Stellung mehr hätten tun können, als bei zuverlässigen Leuten für unsere Auffassung zu werben. Dass General von Falkenhausen in Brüssel ein überzeugter Gegner des nationalsozialistischen Regimes und seiner verbrecherischen Kriegspolitik war, wurde mir immer deutlicher klar, je mehr ich ihn kennen lernen durfte. Er hat es verstanden, mit Geschick und Mut das ihm anvertraute Land während der Besatzungszeit vor den schlimmsten Greueln der SS und anderer nationalsozialistischer Organisationen zu bewahren, was ihm später freilich von den Belgiern schlecht gedankt wurde. Dass er noch am 15. Juli 1944 von seinem Posten abberufen wurde, war eine verhängnisvolle Durchbrechung der Front der am 20. Juli 1944 zum gewaltsamen Vorgehen entschlossenen Offiziere. Aber auch General von Falkenhausen waren die Hände gebunden. Er hatte als Militärbefehlshaber ohne militärische Hausmacht ausser einigen Landesschützen-Bataillonen keine Truppen hinter sich, abgesehen davon, dass ein Sturz des Systems von der Peripherie aus völlig aussichtslos gewesen wäre. Auch er konnte nur versuchen, bei seinen Kameraden - leider meistens ohne Erfolg - für die Erkenntnis zu werben, die ihm und uns selbstverständlich war.

Schon seit langem hatten sich im Reich Kreise gebildet, die mit wissenschaftlichen, politischen und propagandistischen Mitteln den Boden einer - sei es gewaltsamen, sei es organisch-legalen - Beseitigung des Regimes vorbereiteten. In erster Linie war es Gördeler, der mit Mut und Eifer - aber leider nicht immer mit dem notwendigen Realismus - überall, wo er Fuss fassen konnte, die früher oder später bevorstehende Katastrophe

vorhersagte. Er wies auf die unvorstellbaren Opfer an Blut und materiellen Gütern hin, die ein rechtzeitiger Systemwechsel mit anschliessendem Friedensschluss sparen würde, er traf Vorbereitungen für eine Organisation, die nach dem unvermeidlichen Zusammenbruch der Hitler-Regierung die Geschicke des deutschen Volkes in die Hand nehmen sollte, um das Versinken im Chaos zu verhindern. Er warb um Verständnis bei Militärs und Politikern und gewann wohl theoretisch bei manchen der Angesprochenen Boden. Die Erkenntnis von der Verwerflichkeit des Systems setzte sich allmählich unter dem Eindruck der immer schamloser werdenden Völkerrechtsbrüche und Untaten bei vielen ehrlichen Leuten durch - die Masse auch der sogenannten Intelligenz in Volk und Heer blieb verblendet oder indifferent -, aber auch die meisten dieser Wenigen scheuten sich, den weiten Weg von der Erkenntnis bis zur Tat zurückzulegen. Selbst Gerdeler hatte noch 1942 gehofft, ohne Attentat auf Hitler einen Systemwechsel erfolgreich durchführen zu können; er und andere lebten in der Illusion, man könne Hitler durch Kollektivvorstellungen massgebender Militärs und Politiker kaltstellen. Es ist ja auch verständlich, dass gerade dort, wo der Widerstand gegen das System eine Sache des Gewissens, der religiösen oder ethischen Ueberzeugung oder des Rechtsgefühls war, der Gedanke an die Verquickung einer guten Sache mit politischem Mord auf den stärksten inneren Widerstand stiess.

Dass die Aktion selbst mit Aussicht auf Erfolg nur von hoher militärischer Seite eingeleitet werden konnte, war selbstverständlich. Die politische und moralische Vorbereitung des Terrains durch Gerdeler und seinen Kreis, durch Wissenschaftler wie die Verfasser des Freiburger Gutachtens, durch den Creisauer Kreis um Graf Moltke, der mit grossem Mut und tiefem Ernst, allerdings unter Ablehnung eines gewaltsamen Umsturzes, gerade die ethischen und religiösen Gründe in den Vordergrund stellte, aus denen man dieser diabolischen Tyrannei Widerstand leisten müsste, hatte in das konkrete Planen und Handeln militärischer Stellen einzumünden. Ich äusserte damals wiederholt zu Gesinnungsgenossen, man verwende zu viel Zeit und Kraft auf den theoretischen Aufbau des vierten Reiches und liesse sich dadurch von der in erster Linie notwendigen Beseitigung des dritten ablenken. Bei dem ständigen Wechsel, der gerade beim OKH in den Schlüsselstellungen stattfand, war es schwer, einen ruhenden Pol zu finden, bei dem die Fäden für die Einleitung des Umsturzes zusammenlaufen konnten. Oberstleutnant Grossecurth, der in seiner klugen, energischen und zupackenden Art dafür am besten geeignet

gewesen wäre, war bereits 1941 nach Russland versetzt und geriet bei Stalingrad in Gefangenschaft. Kurz vor seiner Versetzung an die Front hatte er mich in Paris noch einmal aufgesucht, um mir den Eintritt in seinen Stab vorzuschlagen. Ich redete ihm das aus, weil ich der Ueberzeugung war, in meiner zivilen Tätigkeit in Paris, die mir weitgehende Bewegungsfreiheit gewährte, der gemeinsamen Sache nützlicher zu sein.

Es bildete sich dann bei General Olbrich, dem Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres, eine Widerstandszelle. Auch Legationsrat von Etzdorf versuchte, trotz mancher Enttäuschungen weiterhin im Hauptquartier des OKH auch nach Halder's Abgang Gesinnungsgenossen zu werben. Ein aktives Vorgehen scheiterte immer wieder daran, dass über diesen engen Kreis hinaus die eigentlichen Truppenbefehlshaber bis zu den Feldmarschällen hinauf, auf deren Mitwirkung es vor allem entscheidend angekommen wäre, entweder überhaupt ablehnend waren oder sich unter allen möglichen Vorwänden einer klaren Entscheidung entzogen. Der in den alten militärischen Dienstvorschriften ausdrücklich festgelegte Grundsatz, dass ein preussischer Offizier verpflichtet sei, auf jede Konsequenz hin den Gehorsam zu verweigern, wenn ihm verbrecherische oder unehrenhafte Handlungen angesonnen würden, war seit den Tagen Friedrich des Grossen und Scharnhorst's mehr und mehr in Vergessenheit geraten. In der neuen nationalsozialistischen Armee war er auch an den höchsten Stellen vielfach geradezu einer niedrigen Servilität gegenüber dem Führer gewichen. Der blinde Gehorsam wurde jetzt als höchste Soldatentugend gepriesen, er verpflichtete auch Feldmarschälle zum bedingungslosen Einschwenken auf Hitler's Befehle und gab den bequemen Vorwand her, die Stimme von Ehrgefühl und Gewissen durch Verlagerung der Verantwortung auf einen höheren Vorgesetzten zu beschwichtigen.

Im Februar 1943 schienen die Voraussetzungen für das Gelingen eines Gewaltstreichs gegeben zu sein. Die militärische Lage hatte sich durch die Katastrophe von Stalingrad entscheidend zum Schlimmen gewandt, im Volk waren Spuren von Misstrauen und Unzufriedenheit infolge der allmählich durchsickernden Nachrichten über den Umfang der Katastrophe erkennbar. Es galt, im Hauptquartier den entscheidenden Schlag vorzubereiten und einige massgebende Truppenführer, darunter den Feldmarschall von Manstein, zum Handeln zu bewegen. Für eine Aktion in Berlin waren Offiziere und Truppen ausgewählt, die als zuverlässig antinationalsozialistisch galten und nach Beseitigung Hitler's zur Besetzung der Stadt und zum Schutz einer neuen Regierung schreiten sollten. Die Aktion im Hauptquartier kam jedoch nicht in Gang, Feldmarschall von Manstein versagte sich den Vorstellungen des Generals von Tresckow, des mutigsten Trägers

der Widerstandsidee. So blieb das Unternehmen schon in der Vorbereitung stecken.

Zu einer anderen Gruppe, die in der Abteilung Abwehr des OKH unter Admiral Canaris und General Oster zusammengefasst war, hatte ich keine unmittelbaren Beziehungen. Ueber ihre Tätigkeit ist inzwischen so viel bekannt geworden, dass ich darauf hier nicht einzugehen brauche. Es genügt, die Namen Canaris, Oster und von Donnhoff zu nennen, die schon vor dem 20. Juli 1944 verhaftet worden waren und auf Veranlassung der Gestapo noch im April 1945 ums Leben gebracht wurden.

Man kann also von einer ganzen Reihe von Gruppen sprechen, die von verschiedenen Ausgangspunkten aus dem gemeinsamen Ziel der Beseitigung Hitler's und seiner Gewaltregierung zustrebten. Keiner von ihnen dachte an die Wiederherstellung des alten Obrigkeitsstaates oder gar einer Militärdiktatur mit dem Ziele einer Säbelherrschaft oder einer Fortsetzung des Krieges. Die einigende Idee, die bei aller Verschiedenheit der Meinungen die Angehörigen der verschiedenen Lager auf einer höheren Ebene zusammenhielt, war die kompromisslose Ablehnung einer Regierungsform, die Rechtsgefühl und Staatsbewusstsein mit Füßen trat, sich im Frieden und in verstärktem Masse im Kriege über jede Bindung an sittliche und völkerrechtliche Grundsätze hinwegsetzte, und die sich halten konnte, weil sie verstanden hatte, grosse Teile des deutschen Volkes und der deutschen Wehrmacht durch alle Mittel der Lüge, Suggestion und Korruption zuhörigen Gefolgsleuten ihrer Massnahmen zu erniedrigen.

Die Frage, ob es nach göttlichem und menschlichem Recht erlaubt oder sogar geboten sei, einer solchen Obrigkeit nicht nur Widerstand zu leisten, sondern sie sogar zu beseitigen, ist in diesen Kreisen mit tiefstem Ernst wieder und wieder erwogen worden. Es waren nicht zuletzt die ethischen Bedenken gegen den politischen Mord als Mittel zur Erreichung des gesteckten Zieles, die bei einem Teil der Mitwirkenden, insbesondere auch bei Generaloberst Beck, erst nach langem Zögern überwunden werden konnten.

Es ist selbstverständlich, dass die Männer um Gerdeler und Beck auch Fühlung mit anderen Kreisen des Volkes aufnahmen, die von vornherein Gegner des Regimes waren. So haben Gerdeler und Schulenburg Verbindung zu Gewerkschaftsführern gesucht, wie es 1932/33 Schleicher vergeblich versucht hatte, als er im letzten Augenblick Hitler den Weg zur Macht verbauen wollte. Eine ganze Reihe von ihnen wie Leber, Leuschner, Kaiser haben sich in den Dienst der guten Sache gestellt, die beiden Erstgenannten sind dafür in den Tod gegangen.

So kann man sagen, dass es eine zwar kleine, aber aus allen Ständen des Volkes stammende Elite war, die sich in klarer Erkenntnis der ungeheuren Gefahr, die mit jeder Aktion gegen dieses raffiniert grausame Regime verbunden war, zum gewaltsamen Vorgehen entschloss. Vorbereitungen waren an vielen Stellen getroffen, es mussten nun die Voraussetzungen zum Handeln geschaffen werden.

Die Frage, ob ein Aufstandsversuch, geführt von einer fest in der Hand ihrer Führer befindlichen Truppe, Aussicht auf Erfolg hätte, auch ohne vorherige Beseitigung Hitler's, ist oft erwogen, aber schliesslich mit Recht abgelehnt worden. Der suggestive Nimbus von Hitler's Name war zu gross, als dass ihm eine Truppe hätte widerstehen können. Jeder Versuch eines Generals - sei es in Deutschland, sei es an der Westfront -, eine Gegenregierung auszurufen und mit Gewalt gegen das Zentrum des Hitler-Regimes zu marschieren, wäre sehr schnell an Gehorsamsverweigerung der Truppe gescheitert. So blieb nur ein militärisches Vorgehen, dessen erster Akt das Attentat sein musste. Als zweites war die Beseitigung der Parteihierarchie, insbesondere Himmler's und Göring's, Besetzung der Nachrichtenzentren, der Ministerien und der örtlichen Befehlsstellen geplant, dem dann die Inthronisation einer neuen Regierung zunächst aus Militärs, später aus Zivilisten, hätte folgen sollen. Die erste Tat dieser Regierung musste die Einleitung von Waffenstillstands- oder Friedensverhandlungen mit den Feindmächten sein, mit der Hand in Hand die beschleunigte Aburteilung der nationalsozialistischen Kriegsverbrecher durch deutsche Gerichte hätte gehen sollen. Das gemeinsame Ziel war die Errichtung eines auf christlicher Grundlage und demokratischer Freiheit aufgebauten Rechtsstaates, an dessen Ordnung und Lenkung die Arbeiterschaft durch ihre gewerkschaftlichen Vertreter massgeblichen Anteil haben sollte.

Dass es ein Friede unter unerhörten Opfern für Deutschland sein würde, für dessen Durchführung die neue Regierung die Verantwortung hätte übernehmen müssen, war allen Beteiligten klar. Aber ebenso klar war ihnen, dass es ein Verbrechen war, das Blutvergiessen auch nur eine Stunde länger fortzusetzen, als es die Notwendigkeit erheischte, und dass es Pflicht des deutschen Volkes sei, um jeden Preis sich und die Welt von den Verbrechern zu befreien, die den deutschen Namen geschändet und den Selbstmord Europas verschuldet hatten.

Während sich die Dinge in Berlin - leider nur allzu langsam - in der erwähnten Richtung entwickelten, befand ich mich in Paris, und hatte, teils über Etzdorf, teils durch Hofacker, mit dem mich eine immer

enger werdende Freundschaft verband, ständig Verbindung zu diesen Kreisen und Kenntnis von ihren Absichten. Auch den General von Falkenhausen in Brüssel sah ich fast jeden Monat, zum Beispiel wenn ich das Wochenende bei ihm verbrachte, und ich gewann mehr und mehr die Ueberzeugung, dass er ein entscheidendes Wort in der Aktion würde sprechen müssen. Der Militärbefehlshaber in Frankreich, General der Infanterie Heinrich von Stülpnagel, war gleichfalls für den Plan gewonnen, hielt sich aber zunächst aus begreiflichen Gründen, das heisst, solange die Aussichten auf Durchführung der Aktion an der zentralen Stelle noch völlig ungeklärt waren, in seinen Aeusserungen sehr zurück.

Vom Sommer 1942 bis November 1943 bewohnte ich mit Hofacker eine gemeinsame Wohnung. In unzähligen Besprechungen wurde das Für und Wider aller denkbaren Möglichkeiten erörtert, aber es blieb das Ergebnis aller Ueberlegungen, dass nur ein Schlag gegen Hitler selbst die Einleitung für den Sturz des Systems bilden könnte.

Im Jahre 1943 traten die Vorbereitungen dann in ein konkretes Stadium, vor allem dadurch, dass der in Afrika schwer verwundete Oberst im Generalstab, Graf von Stauffenberg, ein Vetter Hofackers, zum ersten Mitarbeiter des Befehlshabers des Ersatzheeres in Berlin ernannt worden war. Er wurde zum Vertrauensmann des Generalobersten Beck und sammelte um sich den Kreis der Männer um Yorck und Schulenburg, Graf Helldorff, General Olbrich und andere, denen seine Energie und Tatkraft neuen Auftrieb gab. Gleichzeitig hielt er Verbindung zu Gerdeler und seinen Mitarbeitern. In sorgsamer Generalstabsarbeit wurden die Fäden gesponnen, an denen die militärische Aktion geleitet werden sollte.

Hofacker schied im Herbst 1943 aus seiner Tätigkeit in der Wirtschaftsabteilung des Militärbefehlshabers, die ihm mannigfache Beziehungen zu massgebenden französischen Stellen verschafft hatte, aus, wurde zum persönlichen Adjutanten des Generals von Stülpnagel ernannt und damit dessen rechte Hand in der Ausführung der Pläne. Ich selbst, der ich als Zivilist dem Stabe nicht angehörte, daher auch weniger unter Beobachtung stand und leichter beweglich war, blieb sein Berater in wirtschaftlichen und politischen Dingen. Gemeinsam arbeiteten wir für den Pariser Sektor an den Plänen, die auf das vorgesehene Signal von Berlin zur Ausschaltung der nationalsozialistischen Organisationen, vor allem der SS, in Frankreich in Kraft treten sollten.

Im August 1943 erschien Fritz Schulenburg, der damals der sogenannten "Heldengreif"-Kommission des Generals von Unruh angehörte, in Paris.

Wir hatten zweimal Gelegenheit, uns über die weiteren Pläne auszusprechen. Unsere Unterhaltungen kreisten immer wieder um die Frage, ob es möglich sei, auch ohne Beseitigung Hitler's mit Hilfe der hohen Militärs einen Umsturz des Regimes herbeizuführen. Hofacker und ich waren der Auffassung, dass es bei der oft bewiesenen Entschlusslosigkeit der höchsten militärischen Führer nur einen Weg gäbe, nämlich durch Beseitigung Hitler's ein Vakuum zu schaffen, in dem das Militär als die einzig organisierte Macht die schleichenden Zügel hätte ergreifen müssen. Man hätte die Feldmarschälle nur durch eine vollendete Tatsache zum Handeln bringen können. Auch General von Stülpnagel stand auf dem gleichen Standpunkt. Immer wieder aber zeigte sich die entscheidende Schwierigkeit, an der bisher alles gescheitert war. Es galt, einen Mann zu finden, der den Mut, die Nerven und die Aufopferungsfähigkeit besass, den ersten Schlag zu tun - und zwar wahrscheinlich unter Opferung seiner eigenen Person -, und damit die Initialzündung für den Umsturz auszulösen. Ausserdem war in manchen militärischen Kreisen der verhängnisvolle und die Tatkraft lähmende, im Grunde aber müssige Streit um den "richtigen Zeitpunkt" immer noch nicht beigelegt, als ob man Attentats- und Umsturzpläne gewissermassen bis zum Gebrauch auf Eis hätte legen können. Für unsere Pariser Gruppe bestand daher kein Zweifel, dass jede sich bietende Gelegenheit zum Attentat ausgenutzt werden müsste, obwohl auch mir klar war, dass eine neue Dolchstosslegende uns alle um Ehre und Reputation bringen konnte. Jeder Schlag gegen Hitler musste bei nationalsozialistisch gesinnten und anderen engstirnig-nationalistischen Elementen, die seit Jahren daran gewohnt waren, sich durch Phrasen und Scheinerfolge den Blick für die Wirklichkeit vernebeln zu lassen, die Propagandathese auslösen, dass der Krieg, den Deutschland aus vielen Gründen - militärischen, politischen und wirtschaftlichen - gar nicht gewinnen konnte, nur durch die Schuld derjenigen verloren worden sei, die den Führer beseitigt hätten, dessen "Genialität" den Krieg trotz allem hätte gewinnen können. Bei der erstaunlichen Urteilslosigkeit aller Kreise des deutschen Volkes war nicht zu bezweifeln, dass diese Legende ebenso viele oder noch mehr gläubige Hörer finden würde, wie die Dolchstosslegende nach dem ersten Weltkrieg.

Wir glaubten aber, dieses unvermeidliche Risiko um höherer Interessen willen in Kauf nehmen zu müssen. Es durfte bei keinem der Beteiligten auch nur einen Augenblick der Gedanke an persönlichen Ruhm oder Stellung aufkommen, sondern es konnte nur darum gehen, dem Volk weitere Opfer an Blut und materiellen Gütern zu ersparen, die die unvermeidliche Katastrophe doch nicht hätten abwenden können. Dieser Notwendigkeit mussten bewusst auch

25-225/2-15

Ruf und Ehre zum Opfer gebracht worden. Es ging um die Aufgabe, das deutsche Volk aus dem Rausch nationalsozialistischer Ideologie gewaltsam zu erwecken, und es wieder zum Verständnis von Recht und Gerechtigkeit reif zu machen. Hierzu sollte auch das nach dem Umsturz geplante Verfahren gegen die Kriegsverbrecher vor deutschen Gerichten dienen, bei dem voraussichtlich so viele Schandtaten aufgedeckt werden konnten, dass sich der verlogene Nimbus von Führer und seinen Getreuen vielleicht verflüchtigt hätte. Es ging damals unter uns das Wort um, "Deutschland muss sich aus eigenen Kräften wieder ehrlich machen".

Der Winter 1943/44 verging, ohne dass die Dinge sich weiter entwickelten. Stauffenberg arbeitete konsequent an seinen Plänen, knüpfte Verbindungen mit Vertrauensmännern bei den verschiedenen Wehrkreis-kommandos und bereitete generalstabsmässig die militärische Aktion vor, die dem Attentat sofort folgen sollte. Daneben liefen die politischen Verhandlungen mit der Gruppe Gerdeler, den Hofacker auch persönlich in Leipzig aufsuchte, und den ins Vertrauen gezogenen Gewerkschaftsführern Leber, Leuschner, Kaiser und Reichwein weiter. Das politische und personelle Programm für die ersten Massnahmen nach dem Gelingen des Umsturzes lag ziemlich fest. Unentschieden blieb zunächst die Frage, zu welchem Zeitpunkt eine unter ziviler Leitung stehende Regierung die vollziehende Gewalt aus den Händen des Militärs übernehmen, insbesondere wer die politische Verantwortung für die sofort einzuleitenden Waffenstillstands-verhandlungen übernehmen sollte. Die Entscheidung hierüber blieb Generaloberst Beck überlassen.

Aus dieser Zeit ist mir noch ein Zusammentreffen mit Graf Moltke in Erinnerung, den ich bei gemeinsamen Freunden traf. Er war dienstlich nach Paris gekommen, um nach Mitteln zu suchen, das von Hitler eingeführte verhängnisvolle und unmenschliche System der Geisolorschliessungen abzuschaffen. Auf dem gemeinsamen Heimweg präziserte ich meine Ansicht dahin, dass man um jeden Preis Hitler gewaltsam beseitigen müsse. Er widersprach und sagte: "Lassen Sie ihn leben, er und seine Partei müssen bis zum Ende die Verantwortung für das verhängnisvolle Schicksal tragen, das sie dem deutschen Volke bereitet haben. Nur so lässt sich die nationalsozialistische Ideologie endgültig ausrotten." Selten war der Gegensatz der Auffassungen der Aktivisten, zu denen ich mich rechnete, und der Anhänger des gewaltlosen Widerstandes, zu denen Moltke gehörte, schärfer präzisiert, als in diesem knappen Gespräch.

Auf Wunsch Hofacker's war ich im Januar und Februar 1944 für je zwei Tage in Berlin und nahm in der Wohnung Stauffenberg's in

Nikolassee Fühlung mit dessen Onkel und Vertrauensmann Graf Uexküll. Dabei sprachen wir insbesondere über die geplante Aktion in Paris, wie auch darüber, wer unter Beck zum provisorischen Reichskanzler ausersehen werden sollte. Ich plädierte für den General von Falkenhausen, den ich aus verschiedenen Gründen für geeigneter hielt als den sanguinischen Gerdeler. Ferner sprach ich eingehend mit dem mir befreundeten Herrn von Plettenberg aus Potsdam. Wir stellten gegenseitig fest, dass die Dinge in den besprochenen Bahnen weiter bearbeitet würden, ohne aber Art und Zeitpunkt des ersten Schlages fest verabreden zu können. Jedes Attentat bleibt in gewissem Umfang ein spontaner Akt, geboren aus einer sich plötzlich ergebenden Situation, es lässt sich nicht wie eine Generalstabsarbeit bis in alle Einzelheiten theoretisch ausarbeiten. Vor allem musste es auch unserer Ansicht darauf ankommen, für diesen ersten Schlag die geeignete Person zu finden, die unverdächtig war und gleichzeitig an allerhöchster Stelle Zutritt und Vortragsrecht hatte. Sowohl Uexküll wie Plettenberg äusserten sich verzweifelt über die verständnis- und mutlose Haltung der hohen Generalität, die trotz besserer Erkenntnis den Entschluss zu verantwortungsbewusstem Handeln nicht finden konnte.

Wir sprachen dabei auch über die Resonanz, die unsere Pläne im Ausland, insbesondere in England, bisher gefunden hatten, und stellten fest, wie verhängnisvoll für die Tätigkeit der Widerstandsbewegung die völlige Verständnislosigkeit auf der anderen Seite war. Schon vor dem Kriege, insbesondere während der Sudetenkrise 1938, war versucht worden, mit englischen Kreisen Fühlung zu bekommen. Vielleicht hätte eine Ermutigung von dieser Seite die Kräfte schon damals in Bewegung gebracht, die Chamberlain's Deutschlandreise dann lahm legte, und den späteren Selbstmord Europas verhinderte. Es ist nicht zu leugnen, dass die damalige englische Regierung durch ihr Paktieren mit einem Regime, das die "Times" bereits nach den Morden des 30. Juni 1934 als "government of gangsters" bezeichnet hatte, mehr zur Festigung von Hitler's Herrschaft getan hat als Millionen von blinden und gutgläubigen Deutschen, die ihm folgten, weil sie sich durch seine Scheinerfolge blenden liessen. Auch während des Krieges waren die Fäden nicht ganz abgerissen, insbesondere hatten Vertreter kirchlicher Kreise, Abgesandte Gerdeler's und Beauftragte des Admiral Canaris, über Schweden und über die Schweiz Gelegenheit, mit englischen und amerikanischen Stellen in Kontakt zu kommen. Mir ist kein Fall bekannt geworden, in dem von der anderen Seite den Vertretern eines neuen Deutschland eine Chance gegeben wäre. Das sterile Schlagwort von "unconditional surrender" beherrschte die alliierte Politik. Jede deutsche

Regierung, die nach Hitler's Sturz die Macht übernommen hätte, wäre mit leeren Händen, gleichsam als Vertreter einer Konkursmasse vor das deutsche Volk getreten ohne eine Zusage für die deutsche Zukunft, mit der sie den Vertretern einer Dolchstosslegende hätte entgegentreten können. Im Jahre 1814 hatten die Staatsmänner Europas noch einen Begriff davon, dass die abendländischen Nationen in unlöslicher Schicksalsgemeinschaft verbunden seien. Man beseitigte Napoleon und schonte das französische Volk. Im Zeitalter der technischen Zivilisation und des totalen Krieges erlosch bei den Lenkern der Völker das Gefühl für diese Verbundenheit. Man bekämpfte nicht nur den Unterdrücker und Zerstörer der christlichen Kultur, sondern sein Volk, das unter seiner Herrschaft am schwersten zu leiden hatte. Hätten die leitenden Männer der Widerstandsbewegung Zusagen bekommen, die erkennen liessen, dass die Regierung eines neuen Deutschland, das Hitler's Joch abgeschüttelt und die Urheber der Greuelthaten zur Verantwortung gezogen hätte, auf einen erträglichen Frieden rechnen dürfte, dann hätte man vielleicht dort eine breite und aktionsfähige Front bekommen, wo man jetzt auf das Handeln entschlossener Einzelgänger angewiesen war. Ich selbst weiss aus zahllosen mehr oder weniger vorsichtig geführten Unterhaltungen mit gutwilligen und verständnisvollen Männern, dass sie, obwohl Gegner des Nationalsozialismus, vor einer Beteiligung an einer Aktion zurückschreckten, deren Konsequenz die Auslieferung eines macht- und wehrlosen Deutschland an Feinde sein musste, die durch keine Zusagen gebunden waren.

Von dem Inhalt meiner Besprechungen in Berlin berichtete ich den Pariser Stellen, die natürlich deutlich die Gefahren sahen, die sich aus dem auf unabsehbare Zeit ausgedehnten Schwebezustand ergaben. Jeder Personalwechsel in den militärischen Kommandostellen warf neue Probleme auf, schuf die Gefahr einer Entdeckung und verlangte erneute Vorbereitungen und Entschlüsse. Es gab Augenblicke, wo General von Stülpnagel sich enttäuscht und skeptisch von dem ihm aussichtslos erscheinenden Plan zurückziehen wollte, und wo es nur dem Zuspruch Hofacker's gelang, ihn bei der Stange zu halten.

Am 6. Juni 1944 landeten Engländer und Amerikaner in der Normandie. Ich befand mich damals in Badenweiler und war im Begriff, eine dienstliche Reise nach Berlin und Essen anzutreten. Ich gab diese Reise auf und kehrte sofort nach Paris zurück, wo ich am 8. Juni 1944 eintraf und am nächsten Tage mit Hofacker Verbindung aufnahm. Er schilderte an Hand der Lagekarte die militärische Lage als hoffnungslos. Einerseits legten die schweren Schiffsgeschütze um die Brückenköpfe der Landungstruppen undurchdringliche Feuerglocken, andererseits verhinderte die überwältigende Ueberlegenheit der

angelsächsischen Luftwaffe jede deutsche Gegenaktion aus der Tiefe, da sie die Transporte lahmlegte und jeden Aufmarsch grösseren Stils schon im Entstehen zerschlug. Es kam also nur darauf an, wie lange der deutsche Widerstand noch dauern konnte. Uebrigens war auch die Versorgung der deutschen Truppen mit Material und Munition gerade an den Brennpunkten des Kampfes mangelhaft.

Die Verbindung zu den Berliner Stellen war in diesen Tagen lockerer geworden, man war nur unvollkommen über den Stand der Vorbereitungen dort unterrichtet.

Unter diesen Umständen taucht in Paris der Gedanke auf, ob eine selbstständige Aktion des Westheeres im Bereich der Möglichkeit läge. Wenn der Oberbefehlshaber West, damals Feldmarschall von Rundstedt, den Entschluss fassen würde, von sich aus den Widerstand einzustellen und einen Waffenstillstand mit den alliierten Oberbefehlshabern abzuschliessen, wäre praktisch der Krieg in Kürze beendet gewesen. Die westlichen Alliierten hätten die Möglichkeit gehabt, nahezu ohne Widerstand nach Deutschland vorzudringen, während die russischen Kräfte noch fern der deutschen Grenze lagen. Der Plan erschien verlockend, war aber undurchführbar. Einmal wäre es ausgeschlossen gewesen, den Oberbefehlshaber West zu einem solchen Entschluss zu gewinnen, zum anderen unwahrscheinlich, dass ihm bei einer solchen offenen Auflehnung seine Unterführer den Gehorsam halten würden, und drittens wäre dieser Schritt in Deutschland, und vor allen von den Osttruppen, die die Lage im Westen für gefestigt und einigermaßen günstig hielten, niemals verstanden worden. Man hätte damit das Land in einen Bürgerkrieg zwischen Ost und West gestürzt, denn Hitler war nicht beseitigt und hätte sicherlich nicht gezögert, zur Verlängerung seiner Herrschaft den Osten gegen den Westen aufzurufen. Ich arbeitete Mitte Juni 1944 auf Wunsch von Hofacker eine kurze Denkschrift zu dieser Frage aus, die für General von Stülpnagel bestimmt war. Sie sagte im wesentlichen folgendes:

1) Eine selbstständige Aktion des Westheeres ist aus den bereits angegebenen persönlichen und sachlichen Gründen nicht möglich. Sie kann nur dann ins Auge gefasst werden, wenn gleichzeitig oder kurz vorher der Schlag gegen die Spitzen der nationalsozialistischen Regierung im Hauptquartier und Berlin geführt wird.

2) Kommt das Stichwort für die Aktion aus dem Hauptquartier nach Paris, dann sind sofort die SS und SD-Stellen in Paris und Frankreich in Haft zu nehmen und alle sonstigen nationalsozialistischen

Organisationen einschliesslich der Deutschen Botschaft in Paris ausser Funktion zu setzen. Dieses ist Aufgabe des Militärbefehlshabers. Der Oberbefehlshaber West hat sofort bei dem Alliierten Hauptquartier durch bereits ausgewählte Vermittler um einen Waffenstillstand nachzusuchen. Dabei muss man sich darüber klar sein, dass diese Verhandlungen bei der aussichtslosen militärischen Lage nur in eine Kapitulation der gesamten West-Armee ausmünden können. Es sollte jedoch versucht werden, wenigstens folgende Mindestbedingungen durchzuholen:

- a) Ungekränkter Abzug der nicht zur Wehrmacht gehörenden Deutschen aus Frankreich;
- b) sofortiges Einstellen der Bombenangriffe auf den deutschen Raum und die besetzten Gebiete;
- c) geordnete Uebergabe der Verwaltung der besetzten Westgebiete an amerikanische und englische Organe (nicht Gaullisten);
- d) strikte Innehaltung der Bedingungen der Genfer Konvention in den Westgebieten und bei einem Einmarsch in Deutschland, insbesondere in Bezug auf Zivilpersonen und Privateigentum, dafür weitgehende Unterstützung der Alliierten durch die deutschen Kommandobehörden im Interesse eines möglichst schnellen und weiten Vordringens der alliierten Armeen nach Osten.

Diese Denkschrift fand die Zustimmung Stülpnagel's.

Inzwischen wurde die militärische Lage immer ernster, Hofacker begab sich mehrfach im Auftrage des Militärbefehlshabers ins Hauptquartier zu General Speidel, dem Chef des Generalstabes bei Feldmarschall Rommel, der unter Rundstedt die Kampfgruppe an der Küste befehligte. Speidel teilte die Ansichten Stülpnagel's, war auch zur Mitarbeit bereit, konnte aber nicht von sich aus das entsprechende Signal geben. Als Verbindungsmann zu Stauffenberg stellte sich der Oberquartiermeister West, Oberst im Generalstab Finckh, zur Verfügung, der mit Hofacker ständig Fühlung hielt.

Anfang Juli wurde der Oberbefehlshaber West Feldmarschall von Rundstedt durch Feldmarschall von Kluge abgelöst. Von Kluge wusste man, dass er über die Umsturzpläne im allgemeinen unterrichtet war und sie billigte, da sich im Jahre 1943 Gerdeler in seinem damaligen Hauptquartier im Osten mit ihm über diese Dinge eingehend ausgesprochen hatte. Eine klare Stellungnahme hatte man jedoch von Kluge nicht in Händen. Deswegen machte ich den Vorschlag, auf jeden Fall den Feldmarschall Rommel ins Vertrauen zu ziehen. Ich war der Ansicht, dass Rommel's militärisches Prestige ein entscheidendes Aktivum für unsere Pläne bedeuten würde, denn einem Mann

mit seinem Prestige konnte niemals der Vorwurf unberechtigten Defaitismus gemacht werden. Nach anfänglichen Bedenken, und nachdem auch Speidel sich zu Hofacker in gleichem Sinne geäußert hatte, wurde beschlossen, an Rommel heranzutreten. Nachträglich hörte ich, dass schon vorher durch General von Stülpnagel Fühlung mit Rommel genommen war.

Am Sonntag, den 9. Juli 1944, begab sich Hofacker zu Rommel's Hauptquartier in La Roche-Guyon und wurde nach Rücksprache mit General Speidel dem Feldmarschall vorgestellt. Unmittelbar nach seiner Rückkehr berichtete er mir in seinem Hotelzimmer über diese Unterhaltung:

Rommel habe ihn mit der kurzen Frage empfangen: "Was haben Sie mir zu sagen?" Daraufhin habe Hofacker, der die Gabe besass, seine Meinung mit grosser, fast suggestiver Ueberzeugungskraft zu vertreten, alle Zurückhaltung beiseite gelassen und ihn in die Pläne Stauffenberg's für ein Attentat auf Hitler, wenn möglich unter Einschluss Göring's und Himmler's, und in die Umsturzvorbereitungen der Berliner Gruppe eingeweiht. Anschliessend sei von der in Aussicht genommenen selbständigen Aktion des Westheeres gesprochen worden. Rommel habe nach kurzer Ueberlegung erklärt, er sei, sofern das Attentat glücke, und Hitler, sowie auch nach Möglichkeit Göring und Himmler beseitigt wären, gewillt, das Seinige zu tun, um den Plänen zum Siege zu verhelfen. Auch er sei überzeugt, dass der Krieg verloren sei, dass man sich im Westen höchstens noch zwei Monate halten könne, und dass das nationalsozialistische Regime unter allen Umständen beseitigt werden müsse, da es keinen anderen Weg gäbe, zu einem Frieden zu gelangen, der wenigstens die Substanz des deutschen Volkes vor völliger Vernichtung bewahre. Hofacker fasste den wesentlichen Inhalt dieser Unterredung noch einmal in präzisierte Form zusammen und erklärte, er würde in Berlin darüber Bericht erstatten, was Rommel ausdrücklich genehmigte.

Am Montag, den 10. Juli 1944, begab sich dann Hofacker nach Berlin zu den entscheidenden Besprechungen mit Stauffenberg. Dabei hoffte er, auch dessen nächste Mitarbeiter, und vor allem Generaloberst Beck, zu sehen. Er hatte von Stülpnagel die Instruktion, darauf zu dringen, dass, wenn überhaupt, sofort gehandelt werde, da die Lage im Westen jedes Abwarten verböte. Zugleich sollte er melden, dass im Raum des Militärbefehlshabers alles zum Zuschlagen bereit sei.

Während der Abwesenheit Hofacker's sollte ich als Vertrauensmann auf dem Posten sein und, sofern sich Unvorhergesehenes ereignete, mit Stülpnagel, Oberst Finckh und eventuell General Speidel in Verbindung treten.

Es geschah in diesen Tagen jedoch nichts, was ein sofortiges Handeln notwendig gemacht hätte.

Am 15. Juli 1944 kam die Nachricht, dass der General von Falkenhausen in Brüssel abgesetzt sei, um einer dem Gauleiter Grohé unterstellten Zivilverwaltung Platz zu machen. Damit war eine Lücke in die zum Handeln bereiten hohen Kommandostellen des Westens gerissen. Einige Tage vor seiner Absetzung hatte General von Falkenhausen noch in Tournay eine Besprechung mit Generalfeldmarschall von Kluge gehabt, über deren Inhalt ich im einzelnen nichts weiss. Ich hörte nur von dem Verbindungsoffizier des Generals von Falkenhausen in Paris, Oberstleutnant Hartog, dass in dieser Besprechung erfreulicherweise völlige Einigkeit der Ansichten festgestellt worden sei.

Am 17. Juli 1944 hatte Feldmarschall Rommel bei einer Frontfahrt durch Jaboangriff einen schweren Unfall, auf Grund dessen er mit einem Schädelbruch und mehreren Verwundungen ins Lazarett eingeliefert wurde und für absehbare Zeit aktionsunfähig blieb. Sein Stab wurde von dem des Feldmarschalls von Kluge übernommen. Dieser unvorhersehbare Unglücksfall bedeutete, wie sich später herausstellte, das Scheitern der Pläne im Westen.

Am 18. Juli 1944 abends erfuhr ich, dass Hofacker aus Berlin zurückgekommen sei. Ich suchte ihn aber nicht mehr auf, sondern telefonierte am nächsten Morgen schon frühzeitig mit ihm. Er besuchte mich daraufhin zum ersten Frühstück in meiner Wohnung und berichtete über das Ergebnis seiner Berliner Besprechungen folgendes:

Stauffenberg sei unter Ausserachtlassung aller Rücksichten zum sofortigen Losschlagen entschlossen und habe die zum Teil zögernden Mitglieder seiner Gruppe kraft seiner überragenden Autorität jetzt hinter sich. Da man für die Ausführung des Attentats niemanden gefunden habe, der gleichzeitig die Nerven besass und die Möglichkeit hatte, Zutritt zu Hitler zu erhalten, habe er diese Aufgabe neben der der Organisation des militärischen Vorgehens in Berlin selbst übernommen. Da er aber durch seine Kriegsverletzung in dem Gebrauch der Pistole wie auch dem Werfen einer Bombe behindert sei, ausserdem seine massgebliche Mitwirkung an allem, was unmittelbar nach dem Attentat geschehen müsste, für unentbehrlich gehalten werde, sei man zu folgender Lösung gekommen:

Stauffenberg werde sich, wie er es bereits zweimal getan habe, ohne dass das Attentat zur Ausführung kommen konnte, mit einer Bombe von

25-225/2-22

ungewöhnlicher Sprengkraft in der Aktenmappe zum Vortrag ins Hauptquartier begeben, dort, sofern Hitler in Reichweite sei, die Zündvorrichtung auslösen, sich aber selbst aus dem Besprechungszimmer entfernen. Die Explosion müsste nach Ansicht aller Sachverständigen alles, was sich in dem Besprechungszimmer aufhalte, vernichten. Er hätte bei seinen früheren Besuchen mit der Bombe im Hauptquartier die Auslösung unterlassen, weil er hoffte, bei günstiger Gelegenheit neben Hitler auch Himmler und Göring zu fassen, doch wolle er das nächste Mal in jedem Fall Schluss machen. Einmal sei bei einem früheren Besuch auch Himmler kurz in das Besprechungszimmer gekommen, habe Stauffenberg einige Papiere persönlich in die Aktenmappe gestopft, in der sich die Bombe befand, sei dann aber wieder herausgegangen.

Mich packte bei diesem Bericht die schwerste Besorgnis, denn ich sah die Gefahr des Missglückens durch unzeitiges Losgehen der Bombe oder andere unvorhergesehene Umstände als ausserordentlich gross an. Es verbot sich aber in diesem Stadium von selbst, an dem, was nicht mehr zu ändern war, Kritik zu üben. Hofacker und ich besprachen noch einmal, was in Paris unmittelbar nach dem Eingang des Stichwortes zu geschehen hätte. Hofacker sollte die gesamte Leitung der politischen Beratung des Militärbefehlshabers und der anderen deutschen Dienststellen im Westen übernehmen unter Ausschaltung der deutschen Botschaft und aller sonstigen Ressorts. Dank seiner besonders guten Beziehungen zu massgebenden französischen Kreisen war er dazu aufs beste prädestiniert. Ich selbst sollte ihm in dieser Tätigkeit zur Hand gehen, gleichzeitig aber selbständig den Presse- und Informationsdienst leiten und insbesondere unmittelbar nach Uebernahme der Macht für die deutsche und französische Presse die entsprechenden Communiqués herausgeben.

Am 20. Juli 1944 früh erschien Hofacker wiederum bei mir zum ersten Frühstück mit der Mitteilung, dass nach einer ihm von Oberst Finckh durchgegebenen Nachricht an diesem Tage Stauffenberg zum Vortrag bestellt sei und voraussichtlich die Bombe auslösen würde. Wir besprachen, dass ich am Abend zu Hofacker kommen und die Nacht durch mit ihm die nötigen Vorarbeiten erledigen sollte, damit wir am Morgen des 21. Juli die uns zugewiesene Tätigkeit sofort aufnehmen könnten. Ich begab mich ins Büro und erwartete von Stunde zu Stunde die entscheidende Nachricht. Allerdings hatte ich noch immer Zweifel, ob diesmal wirklich der Schlag fallen würde.

Abends gegen 18 Uhr rief Hofacker telephonisch an, sagte kurz, alles sei in Ordnung, er müsse sofort den Militärbefehlshaber auf einer

Dienstfahrt begleiten, ich solle mich für die späten Abendstunden zu einem Zusammentreffen mit ihm bereithalten. Ich begab mich zum Abendessen ins Hotel Ritz, dann nach Hause und erwartete weiteren Bescheid. Da ich nichts hörte, rief ich meinerseits im Hauptquartier des Militärbefehlshabers, dem Hotel Raffael, an, Hofacker war nicht da, ich erreichte den gleichfalls eingeweihten Militärverwaltungsoberrat von Teuchert, der mir vorschlug, zu ihm zu kommen. Ich lehnte das aber ab. Schliesslich begab ich mich doch mit Rücksicht auf die Hofacker gemachte Zusage ins Hotel Royal Monceau (gegen 21.30 Uhr) und setzte mich auf Hofacker's Zimmer. Nochmalige Versuche, mit dem Hotel Raffael zu telefonieren, führten zu nichts. Ich wollte natürlich meine Anwesenheit im Hotel nicht bekannt werden lassen, hielt mich also im Zimmer, Radio war nicht da, ich blieb ohne jede Information. Schliesslich erschien morgens gegen 3 Uhr Hofacker, blass und am Ende seiner Kräfte, und berichtete mir über den Verlauf des verhängnisvollen Abends folgendes:

Er habe am Morgen nach unserer Besprechung Stülpnagel darüber unterrichtet, dass wahrscheinlich der Schlag an diesem Tage fallen würde, und alles zum sofortigen Handeln bereit gemacht. Er habe dann mit Oberst Finckh gesprochen und die Frage aufgeworfen, ob man nicht Feldmarschall von Kluge auf das Ergebnis vorbereiten müsse. Finckh habe jedoch abgeraten und gemeint, nach den bisherigen Erfahrungen müsse durchaus damit gerechnet werden, dass etwas dazwischen käme, man solle also Kluge nicht vorher beunruhigen. Um 14.30 Uhr etwa sei dann über Finckh das entscheidende Stichwort aus Berlin gekommen. Hofacker sei sofort zu Stülpnagel gegangen und dieser habe den Kommandanten von Gross-Paris, General von Boineburg, mit seinem Stabs-Chef und dem Kommandeur der Sicherheitsregimenter, General Bremer, zu sich befohlen. Diesen sei auseinandergesetzt worden, in Berlin sei nach soeben durchgegebenen Meldungen ein Putsch linksgerichteter SS-Kreise ausgebrochen, der Führer sei beseitigt worden, und es stehe zu befürchten, dass sich eine Gewaltherrschaft der SS bilde, die mit Russland paktieren wolle. Dem müsse durch sofortige Unschädlichmachung der SS und der SD-Organen in Paris und Frankreich vorgebeugt werden. Die Generale hätten, ohne weiter zu zweifeln und zu fragen, die ausgegebenen Befehle durchgeführt, die Sicherheitsregimenter alarmiert und dann im Laufe des Abends, ohne dass ein Schuss gefallen sei, die gesamten SS- und SD-Einheiten in Paris - ebenso anscheinend auch in anderen Teilen Frankreichs - verhaftet und in das Gefängnis in Fresnes eingeliefert. Es sei im Grunde sehr einfach gegangen, da man sich lediglich der verschiedenen Wachen in den Dienststellen habe überraschend zu bemächtigen brauchen, von diesen habe man die

SS-Quartiere alarmiert, die Mannschaften und Offiziere auf ihre Dienststellen bestellt und sie dann beim Ankommen festgenommen.

Während dieses anlief, sei Stülpnagel mit ihm ins Hauptquartier des Feldmarschalls von Kluge gefahren, der gerade von einer Frontfahrt zurückgekommen sei. Er habe schweigend Stülpnagel's Bericht entgegengenommen und dann seinen Stabs-Chef, General Blumentritt, angewiesen, ein soeben durchgekommenes Fernschreiben zu verlesen. Dieses ergab, dass Hitler am Leben geblieben, und dass der Umsturz in Berlin gescheitert sei. Stülpnagel und Hofacker glaubten zunächst an Täuschung, versuchten mit Berlin zu telefonieren, erreichten aber nur kurz den Mitarbeiter Stauffenberg's, Oberst von Merz, das Gespräch sei dann aber sofort gestört worden.

In dieser verzweifelten Lage hätten Stülpnagel und Hofacker Kluge beschworen, trotz Fehlschlagens des Attentats bei der Stange zu bleiben und, nachdem durch die Verhaftung der SS- und SD-Organen der Rücken freigemacht worden sei, sofort in Verhandlungen mit dem alliierten Hauptquartier einzutreten. Als Vermittler hierfür war ein französischer Industrieller vorgesehen. General Blumentritt opponierte, Hofacker richtete unter Missachtung aller militärischen Subordination den beschwörenden Appell an Kluge: Die Ehre der Armee sei in seine Hand gegeben, und er dürfe sie nicht dem nationalsozialistischen Regime ausliefern. Man könne durch Einstellen des Widerstandes vollendete Tatsachen schaffen und damit doch noch das gewünschte Ziel erreichen. Nach kurzer Ueberlegung habe Kluge mit der klassischen Bemerkung geantwortet: "Da das Schwein am Leben geblieben ist, sind meine Hände gebunden, ich habe meine Befehle zu befolgen."

Stülpnagel und Hofacker seien noch zum Abendessen geblieben, dann nach Paris zurückgefahren. Dort habe sich im Hotel Raffael bei den Angehörigen des Stabes unter dem Eindruck der durchkommenden Radionachrichten eine äusserst nervöse Stimmung gezeigt, die sich nicht mehr habe beschwichtigen lassen. Der Generalstabs-Chef Oberst von Linstow habe sofortige Freilassung der SS und des SD verlangt, man müsse sich mit einem Missverständnis entschuldigen; er, Hofacker, habe weiteren Widerstand vorgeschlagen, sei aber schliesslich, ebenso wie Stülpnagel, am Ende seiner Kräfte gewesen, da niemand mehr hinter ihnen gestanden hätte. Als nun gemeldet wurde, dass General Blumentritt eingetroffen sei, um die Geschäfte des Militärbefehlshabers zu übernehmen, war der Misserfolg besiegelt. Der Befehl zur Freilassung der SS und des SD wurde gegeben, und kurze Zeit darauf sei der SS-General Oberg wutent-

75-225/2-25

brannt bei Stülpnagel erschienen, um Rechenschaft über seine Verhaftung zu fordern. Einige Zeit darauf sei auch der Botschafter Abetz gekommen und habe noch zu vermitteln versucht. Dieser müsse selbst davon überzeugt gewesen sein, dass Stülpnagel ein Opfer der Mystifikation von dem SS-Putsch in Berlin geworden sei.

Nachdem Hofacker sich überzeugt hatte, dass nichts mehr zu retten war, habe er in der allgemeinen Verwirrung das Hotel Raffael verlassen, den Militärverwaltungschef Dr. Michel in seiner Wohnung kurz über die Ereignisse informiert und sei dann ins Hotel gekommen. Er rechnete damit, dass der SD sofort zu einem Gegenschlag ausholen und alle Verdächtigen verhaften würde und wollte sich dem durch sofortige Flucht entziehen. Ich konnte ihm nicht abraten, gab ihm das französische Geld, das ich in meiner Briefftasche hatte, etwa 4.000.- Francs, und verabschiedete mich von ihm. Wohin Hofacker sich wenden wollte, sagte er mir nicht, ich wollte es auch gar nicht wissen, nahm aber an, dass er bei französischen Freunden, etwa dem Industriellen Boussac, Zuflucht suchen würde. Ich selbst setzte mich auf mein Rad und fuhr gegen 4 Uhr morgens durch die totenstille Stadt unangefochten in meine Wohnung.

Damit war das Unternehmen zu einem traurigen Abschluss gelangt, das Deutschland zwar niemals die Niederlage in diesem freventlich herauf beschworenen Krieg hätte ersparen können, es aber vor den Schrecken und Opfern der letzten neun Kriegsmonate bewahren sollte. Mut und beispiellose Opferbereitschaft waren vergebens gewesen. Deutschland sollte sich nicht aus eigener Kraft wieder ehrlich und handlungsfähig machen, sondern unter der Peitsche Hitler's den Leidensweg zu Ende gehen. Der Misserfolg lag einmal an einer Verkettung unglücklicher Umstände, die das Attentat selbst nicht gelingen liessen. Diese Zusammenhänge kenne ich nur vom Hörensagen und muss Sachkundigen die Stellungnahme dazu überlassen. Jedoch selbst nach dem Fehlschlag im Hauptquartier hätte die von Stülpnagel vorbereitete Oeffnung der Tür im Westen von Paris aus das Ende des Krieges ohne unnütze Blutopfer und den Sturz des Regimes herbeigeführt. Dass dies nicht geschah, lag an der Verwundung Rommel's und der verhängnisvollen Entschlusslosigkeit des Feldmarschalls von Kluge. Dieser gehörte ebenso wie zum Beispiel der Generaloberst Fromm zu den Befehlshabern, die zwar mit den Plänen Gerdeler's und Stauffenberg's sympathisierten, aber nur dann handeln und die Verantwortung übernehmen wollten, wenn der Erfolg gesichert war. Zu einem selbständigen und unter den gegebenen Umständen gefahr-vollen Entschluss, auch gegen Hitler Panier aufzuwerfen, um das Vaterland vor

völliger Vernichtung und einem Versinken im Chaos zu retten, waren beide nicht fähig. Sie stellten sich im entscheidenden Augenblick auf die Seite, die sie für die stärkere hielten, obwohl sie erkannten, dass der Zusammenbruch des Reiches unvermeidbar bevorstand. Ihre Schwäche hat sie trotzdem vor Verdacht und Verfolgung nicht schützen können, beide haben das Ende des Dritten Reiches nicht überlebt. Sie gehören zu den schwankenden Charakteren, die Dante am Eingang des Inferno im Vorbeigehen streift mit den Worten: "Blicke hin und geh' vorüber".

Was jetzt noch zu berichten ist, hat mit der Unternehmung des 20. Juli selbst nichts mehr zu tun, es ist nur noch ein Abgesang, der Hofacker's und mein persönliches Schicksal betrifft.

Nachdem alles zu Ende war, galt es, die Spuren zu verwischen, und sich der mit Sicherheit zu erwartenden umfassenden und grausamen Verfolgung zu entziehen. Mit dem Gedanken einer Flucht habe ich nie ernstlich gespielt. Ich war mir zwar bewusst, dass schon wegen meiner engen Freundschaft zu Hofacker, die allgemein bekannt war, der Verdacht des SD auf mich fallen könnte. Es kam hinzu, dass ich bei dieser Dienststelle wegen gelegentlichen Eintretens für französische Persönlichkeiten, insbesondere Leiter der mir zur Verwaltung anvertrauten Unternehmungen, nicht besonders günstig beurteilt wurde und als francophil galt. Trotzdem hoffte ich, dass man mir verdächtige Verbindungen zu den "Verschwörern" nicht würde nachweisen können, weil ich mich während der gesamten Vorbereitungen stets im Hintergrund gehalten hatte, insbesondere niemals persönlich mit Stülpnagel zusammen gewesen war. Dessen, dass Hofacker, falls er in die Hände der Gestapo fiel, auch unter stärkstem Druck schweigen würde, war ich gewiss. Er war eine so starke Persönlichkeit, dass ich vor einem Nervenzusammenbruch bei ihm sicher war. Uebrigens besass er die Gabe eines überragenden und, wenn er wollte, mit fast suggestiver Ueberzeugungskraft sprechenden Debatteredners. Ich war überzeugt, dass er diese Eigenschaft auch in den schwersten Stunden seiner Vernehmung bewahren würde. Vor allem musste es für mich darauf ankommen, meinen Aufenthalt im Hotel Royal Monceau und mein Zusammensein mit Hofacker in der Nacht vom 20. zum 21. Juli geheim zu halten. So beschloss ich, an meiner bisherigen Lebensführung nichts zu ändern, wie immer auf mein Büro zu gehen, und die mir schon mehrfach angekündigte und immer wieder aufgeschobene Einziehung zur Truppe mit Energie zu betreiben. Schon der Gedanke, im Falle einer Flucht, die an sich nicht schwer gewesen wäre, meine Familie als Pfand in den Händen der Staatspolizei zu lassen, genügte, um alle derartigen Pläne im Keime zu ersticken.

Am 21. Juli früh begab ich mich gegen 9 Uhr ins Majestic, in das Büro des Militärverwaltungs-Chefs, wie ich das häufig zu tun pflegte, um mit den für mich zuständigen Dezernenten laufende Angelegenheiten zu besprechen. Ich traf den mir gut bekannten Militärverwaltungsoberrat Lehmann, den persönlichen Referenten des Militärverwaltungs-Chefs, an und wurde von ihm natürlich in grösster Aufregung auf die Ereignisse der vergangenen Nacht angesprochen. Ich erklärte, keine Ahnung davon zu haben, ich sei den Abend über zu Hause gewesen, hätte in meiner Wohnung kein Radio und sei daher völlig unorientiert.

Er erzählte mir nun chronologisch die Ereignisse, soweit sie ihm bekannt waren. Was sich im Raffael und im Hauptquartier Kluge abgespielt hatte, wusste er anscheinend nur bruchstückweise. Ich tat sehr erstaunt und entrüstet, umsomehr, als sich das Zimmer mit anderen Herren füllte, unter denen sich der Militärverwaltungs-Vizechef Dr. Reinhard befand, dessen streng nationalsozialistische Einstellung mir bekannt war. Es entspann sich eine erregte Debatte, an der ich mich kaum beteiligte, die sich insbesondere auf vermeintliche Motive der Attentäter und die Beziehungen Stülpnagel's zu ihnen bezog. In Erinnerung ist mir, dass der Militärverwaltungsoberrat Dr. Blanke die Ansicht äusserte, vermutlich hätten die Offiziere um Generaloberst Beck den Krieg als hoffnungslos verloren angesehen und durch das Attentat dem deutschen Volk weitere Blut- und Sachopfer ersparen wollen. Dass er in dieser Annahme den wahren Motiven verhältnismässig nahe kam, konnte ich natürlich Herrn Blanke nicht sagen.

Auf meinem Büro im Bankhaus Worms wurde ich sofort von einigen französischen Herren auf die Ereignisse der letzten Nacht angesprochen. Sie berichteten besonders mit schlecht verhohener Schadenfreude von dem Transport der SS-Mannschaft ins Gefängnis, wobei angeblich die Truppe mit einer gewissen Passion die SS-Leute, wenn sie nicht schnell genug auf die Lastwagen stiegen, mit Kolbenstössen traktiert hätte. Im Übrigen liessen die Franzosen, die mir volles Vertrauen schenkten, deutlich durchblicken, wie sehr sie das Scheitern des Attentats bedauerten.

Kurz vor Mittag kam der Generaldirektor der Bankabteilung der Firma Worms, Herr Le Roy Ladurie, zu dem sich in jahrelanger Zusammenarbeit ein gewisses Vertrauensverhältnis gebildet hatte, zu mir, und fing gleichfalls an, über die Ereignisse der letzten Nacht zu sprechen. Wenn er auch natürlich keine Ahnung davon haben konnte, wie tief ich in die Dinge

25-225/2-28

verwickelt war, so wusste er doch ungefähr, wie ich zum nationalsozialistischen Regime stand. Herr Le Roy Ladurie war ein Mann, der hinter den Kulissen im politischen Leben Frankreichs eine gewisse Rolle auch schon vor dem Kriege gespielt hatte, und der dank seiner überragenden Klugheit und Aktivität Beziehungen nach allen Seiten spann. Auch zu den SS-Stellen in der Avenue Foch hatte er erstaunlich gut funktionierende Verbindungen aufgenommen. Dass er auch nach der Gegenseite (französische Widerstandsbewegung) und anglo-amerikanischen Kreisen Beziehungen hatte, habe ich stets angenommen, ohne natürlich jemals Beweise dafür bekommen zu haben. Nach einigen sarkastisch gefärbten Äusserungen über das Attentat und die Verhaftung der SD-Leute meinte Herr Le Roy Ladurie, er habe von SS-Dienststellen gehört, dass der Name meines Onkels, des Generals von Falkenhausen in Brüssel, mit dem Attentat in Verbindung gebracht wäre. Da ich denselben Namen trüge, läge es nahe, dass man auch mich in die Affäre hineinziehe, obwohl ich ja natürlich, wie er mit leichter Ironie bemerkte, mit der Sache nicht das Geringste zu tun habe. Um Ueberraschungen zu verhindern, schlug er vor, dass ich mich am Nachmittag nicht auf dem Büro sehen liesse, sondern mich in die Wohnung seines Freundes und Kollegen, Herrn Meynial, begäbe, dessen Familie zur Zeit auf dem Lande sei. In der Wohnung könnte ich mich ausruhen - ich werde ja müde sein, wie er lächelnd bemerkte -, und er werde Erkundigungen einziehen, ob irgendeine Gefährdung vorläge. Ich kannte Herrn Meynial gleichfalls gut und schenkte ihm volles Vertrauen. Trotzdem lehnte ich das Angebot zunächst ab unter deutlichem Hinweis darauf, dass ich nicht das Geringste zu befürchten hätte, und es mir daher nicht einfielen, mich irgendwo zu verstecken. Herr Ladurie redete mir jedoch weiter zu, meinte, auf dem Büro versäume ich am Nachmittag ja doch nichts, es wäre auch ganz unauffällig, wenn ich zu Herrn Meynial ginge, mit dem ich ja immer etwas zu besprechen hätte. Man solle Risiken vermeiden, wenn es so leicht ginge wie eben. Schliesslich gab ich nach mit der Erklärung, ihm zu Gefallen wolle ich seinem Wunsche willfahren in dankbarer Anerkennung des guten Willens und der Kameradschaftlichkeit, die aus seinem Angebot spräche. Ich begab mich dann in die Wohnung des Herrn Meynial in der Nähe des Trocadero. Dort wurde ich von dem Hausherrn sehr freundlich aufgenommen, setzte mich in die Bibliothek und blieb dann allein. Ich war in der Tat ziemlich erschöpft und hatte nun Zeit, über meine Lage und die Gefahren, die mir drohten, nachzudenken.

Gegen 19.30 Uhr erschien Herr Meynial, meinte, nach neuen Informationen bestände keine Gefahr für mich, ich würde jedoch auf dem Laufenden gehalten werden. Ich ging daraufhin nach Hause und blieb den Abend dort.

Am nächsten Tag (Samstag) wickelte ich am Vormittag den normalen Bürobetrieb ab unter bewusster Vermeidung alles Aussergewöhnlichen. Dann ging ich ins Hotel Ritz zum Mittagessen und traf dort den Gesandten von Bergen, der sehr besorgt war, irgendwie in die Affäre hineingezogen zu werden, mir aber noch einige Einzelheiten über die Unterhaltung zwischen Stülpnagel, Botschafter Abetz und SS-General Oberg erzählte. Danach hatte Oberg sofort nach seiner Freilassung wutschnaubend Stülpnagel wegen seiner Verhaftung zur Rede gestellt, dieser habe aber durchaus ruhig die Behauptung von der Nachricht aus Berlin über den SS-Putsch wiederholt. Abetz habe zu beschwichtigen versucht und dabei ausdrücklich hervorgehoben, dass diese Darstellung doch durchaus glaubwürdig erschiene. Bergen erzählte auch, dass Stülpnagel zur Berichterstattung nach Berlin befohlen und abgefahren sei.

Nachmittags begab ich mich dann wiederum zum Militärverwaltungs-Chef Dr. Michel, der in gewohnter Ruhe auf seinem Büro sass und meinen Bericht über die Haltung der Franzosen entgegennahm. Wir tauschten ein kurzes Augurenlächeln aus, denn ich wusste ja, dass Hofacker ihn am 10. Juli auf der Reise nach Berlin in die Verschwörung eingeweiht hatte. Wir beide kannten also unsere Position, ohne ein Wort darüber zu wechseln. Als ich dann Dr. Michel nach Hofacker fragte, antwortete er mir zu meinem grössten Erstaunen, dass er sich auf seinem Büro befände. Er sei zwar Freitag, den 21. Juli, nicht dort gewesen, wäre aber jetzt wieder im Dienst. Ich suchte ihn daraufhin sofort auf seinem Büro auf, er erzählte mir über sein Schicksal nach unserer Trennung in der Nacht folgendes:

Er sei zunächst in der Stadt herumgewandert und habe sich dann gegen Morgen in die Wohnung Dr. Ernst Röchling's, mit dem er viel verkehrte, begeben. Dort habe ihn zunächst die Haushälterin aufgenommen. Röchling befand sich im Auto auf einer Geschäftsreise nach Italien. Er kam jedoch im Laufe des Vormittags gleichfalls zurück, war unterwegs noch in eine Schiesserei mit französischen Freischärlern gekommen, es war aber nichts Ernsthaftes passiert. Nachdem Röchling den Bericht Hofacker's gehört hatte, sei er sofort mit dem Angebot herausgekommen, ihn umgehend wieder durch ganz Frankreich an die italienische Grenze zu fahren, wo er Beziehungen habe und ihn im italienischen Maquis verschwinden lassen könnte. Dieses etwas phantastische Angebot lehnte Hofacker ab, einerseits weil er glaubte, er könne, wenn überhaupt, leichter in Paris verschwinden, andererseits, weil er befürchtete, dass er bei den zahlreichen Verkehrskontrollen auf der Fahrt ohne

entsprechende Ausweise wahrscheinlich festgenommen worden würde. Anschliessend sei dann der mit Röchling befreundete Industrielle Boussac mit seinem Mitarbeiter Fayolle aufgetaucht. Boussac war andeutungsweise in die Dinge schon eingeweiht, da er als naher Freund des englischen Ministers Beaverbrock zum Verbindungsmann mit dem alliierten Hauptquartier ausersehen war. Er erklärte sich bereit, Hofacker, den er besonders hoch schätzte, wenigstens für einige Tage zu verbergen und sich zu bemühen, ihm dann weiter zu helfen. Jedoch liess er dabei deutlich durchblicken, dass es ihm bei diesem Angebot nicht ganz wohl wäre. Hofacker nahm es also nicht an, er wollte niemand gefährden, andererseits war ihm auch inzwischen klar geworden, dass er mit dem ersten Schritt in die Illegalität zum Deserteur würde und seine Familie aufs schwerste gefährdete. So lange also noch Aussicht bestand, dass seine aktive Teilnahme an dem Komplott nicht würde nachgewiesen werden können, schien die Flucht gefährlicher als das Ausharren. Dr. Michel, der am gleichen Abend bei Röchling vorgesprochen hatte, habe einen ähnlichen Standpunkt vertreten. Er hatte gehört, dass der SD in Paris keineswegs kriegerisch gesonnen sei, sondern sich bemühe, nach der ungeheuren Blamage, die er durch die Verhaftung erlitten hatte, die Dinge nach Möglichkeit mit dem Mantel der Liebe zuzudecken.

Aus all diesen Gründen hatte sich Hofacker entschlossen, zum Dienst zu kommen und so zu tun, als habe er nichts zu fürchten und sei nicht tiefer in das Komplott verwickelt als die anderen Offiziere vom Stabe Stülpnagel's, die gutgläubig die ihnen gegebenen Befehle ausgeführt hätten. Er hätte auch den Generalstabs-Chef Oberst von Linstow, der im Begriff gewesen sei, die Nerven zu verlieren, energisch darauf hingewiesen, dass unter allen Umständen die Lesart "von dem SS-Putsch in Berlin", an den man geglaubt habe, aufrecht erhalten werden müsse.

Stülpnagel soll bei seiner Abreise nach Berlin, schon im Wagen sitzend, Linstow noch zugeflüstert haben: "Schieben Sie alles auf mich, Sie haben von nichts gewusst". Er habe dann auf der Fahrt in der Nähe von Verdun einen Selbstmordversuch begangen, sei aber nicht tot, sondern liege - wahrscheinlich erblindet - im Lazarett. Auf meine Frage, was nun weiter geschehen solle, erklärte Hofacker, er habe nach Meldungen ausländischer Sender über Deutschland den Eindruck, dass in einzelnen Städten noch Widerstandszentren beständen, von denen aus die im Augenblick gescheiterte Bewegung würde neu angefaicht werden können. Abgesehen davon könne er natürlich auf die Dauer in Paris nicht bleiben, er habe daher die Absicht, unter dem Vorwand, dass mit dem Weg-

fall von Stülpnagel seine Tätigkeit in Paris beendet sei, sich dem Personalamt der Luftwaffe zu neuer Verwendung zur Verfügung zu stellen. Auf diese Weise hätte er einen verhältnismässig unverdächtigen Abgang von Paris, umsomehr, als es bei der Militärverwaltung bekannt sei, dass er schon mehrfach von Paris weg und zur Luftwaffe zurück gedrängt und nur auf persönliche Bitte von Stülpnagel diesen Entschluss immer wieder zurückgestellt habe. Er könne dann auf dem Weg nach Deutschland je nach den Umständen handeln, das heisst entweder verschwinden oder sich durch die Luftwaffe irgendwohin kommandieren lassen, wo er nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit stände. Ich hatte schwere Bedenken, da ich fest davon überzeugt war, dass der SD in Paris, selbst wenn er von sich aus nicht sehr aktionslustig war, von Berlin zur schärfsten Verfolgung angespornt werden würde. Ich konnte natürlich nicht beurteilen, ob gegen Hofacker stärker belastendes Material vorläge als gegen die übrigen Offiziere des Stabes, die ja alle gutgläubig die Befehle Stülpnagel's ausgeführt hatten. Später traf ich mich mit Hofacker noch in meiner Wohnung, wo wir die Möglichkeit seines Fortgehens noch einmal besprachen. Ich selbst war ausserordentlich skeptisch gegenüber den Nachrichten, dass der Widerstand in Deutschland noch fort dauere. Alles, was ich von der Haltung der Generale und höheren Offiziere gesehen hatte, liess mir keine Hoffnung, dass irgend jemand noch den Mut aufbringen könnte, weitere Aktionen auch nur zu planen.

Hofacker konkretisierte mir seinen Plan dahin, dass er sich einen Dienstreiseausweis nach München und Berlin beschaffen wollte, um zunächst in München - gegebenenfalls über den IIA des Luftwaffenkommandos - die allgemeine Situation zu sondieren. Von dem Ergebnis wollte er seine weiteren Entschlüsse abhängig machen. Er berichtete, dass die Situation im Majestic sich zuspitze, es sei eine Kommission gebildet worden, die unter Leitung des IIA des Oberbefehlshabers West, Oberst Abé, die ganzen Mitglieder des Stülpnagel'schen Stabes über die Zusammenhänge vernähme. Bisher sei anscheinend noch nicht viel dabei heraus gekommen.

Am nächsten Tag (23. Juli) traf ich mich mit Hofacker zum ersten Frühstück bei Röchling. Hofacker begab sich kurze Zeit darauf ins Majestic, wo der provisorische Militärbefehlshaber, General Blumentritt, eine Ansprache halten wollte. Es wurde besprochen, dass Hofacker und Röchling gemeinsam mittags mit dem Wagen aufbrechen wollten, wobei dann Hofacker entweder von Metz oder Saarbrücken aus seine Reise per Bahn hätte fortsetzen können. Ich war wegen der weiteren Entwicklung der Dinge sehr besorgt. Am Nachmittag

erschien Hofacker, um zu berichten, dass seine Reisepläne im besprochenen Sinne Gestalt gewonnen hätten. Ein entsprechender Dienstreiseausweis sei vom Militärverwaltungs-Chef Dr. Michel unterschrieben. Auch Hofacker hatte das Gefühl, dass das Weitergehen der Verhöre im Majestic ein Anzeichen für eine gefährliche Entwicklung der Dinge sei, umso mehr, als anscheinend Oberst von Linstow nicht mehr die Herven habe, die Version von der Auslösung der Aktion gegen den SD durch einen vermeintlichen SS-Putsch in Berlin aufrecht zu erhalten. Hofacker war überzeugt, dass er selbst sich einer solchen Vernehmung unter allen Umständen entziehen müsste.

Wir überlegten noch einmal die Möglichkeit eines Verschwindens in Paris, sowie einen von dem französischen Industriellen Boussac gemachten Vorschlag, Hofacker solle sich kurz entschlossen ins Hauptquartier Kluge's begeben, ihn um Schutz ersuchen mit der Drohung, er würde sonst über das zweifelhafte Verhalten Kluge's vor der Aktion Auskunft geben. Der letzte Weg erschien uns von vornherein ungangbar. Das Verschwinden in Paris lehnte Hofacker schliesslich einmal deswegen ab, weil er immer noch glaubte, es könne ihm eine aktive Beteiligung an dem Unternehmen nicht nachgewiesen werden, daher sei Desertieren bedenklich. Ausserdem wollte er, nachdem in Deutschland Massnahmen gegen die Familien der Beteiligten angedroht waren, jetzt nicht flüchten und sich damit selbst als schuldig bekennen. Wir trennten uns gegen 18 Uhr.

Am nächsten Tag (24. Juli) sprach mich auf dem Büro Herr Le Roy Ladurie erneut und unverfänglich auf meine persönliche Lage an. Ich bin überzeugt, dass er das Wesentliche von Hofacker's und meiner Beteiligung an dem Unternehmen ahnte und mir helfen wollte. Jedenfalls drückte er mir einen Zettel mit einer Anschrift und einer Telefonnummer in die Hand (es handelte sich dabei um die seiner Privatsekretärin, Madame Tournier) mit dem Hinweis, ich solle mich dorthin wenden, wenn ich persönlich irgendwie in Schwierigkeiten geriete, "für alles weitere sei gesorgt". Ich erwiderte natürlich, ich hätte nichts zu fürchten, und erklärte nur scherzend, schon meiner Familie wegen käme eine Flucht für mich nicht in Frage; wenn er mir ernstlich helfen wolle, so sei der einzige Weg der, mich durch die Maquis kidnappen zu lassen. Er lächelte zweideutig und meinte, darüber könne man später reden.

Zum Abendessen war ich bei Röchling eingeladen, und zwar gemeinsam mit Hofacker und dem Hausgenossen Röchling's, Herrn von der

Osten-Sacken. An diesem Abend konzentrierte sich die Unterhaltung natürlich auf die bevorstehende Reise Röchling's und Hofacker's, und es wurden nochmals alle Möglichkeiten erörtert, die es für Hofacker gab. Schliesslich blieb als Ergebnis nur der Entschluss, den gefassten Plan durchzuführen und zunächst einmal bis zur Grenze zu fahren, wo dann Hofacker je nach den Umständen hätte handeln müssen. Er glaubte noch immer, dass er in Deutschland Anschluss an eine noch bestehende Widerstandsgruppe finden könnte. Im Ganzen war die Stimmung an diesem Abend etwas nervös, aber bei den übrigen Teilnehmern halbwegs zuversichtlich, manchmal sogar fast heiter, während ich die Zukunft am schwärzesten sah. Hofacker hatte mit Bewusstsein im Majestic und bei seinen Kameraden das Gerücht verbreitet, er werde bereits am 24. Juli abends mit der Bahn abreisen und hatte daher auch sein Gepäck aus dem Hotel in die Röchling'sche Wohnung geholt. Dort hauste er die letzte Nacht in einem Gastzimmer, das ein Stockwerk tiefer lag als die Wohnung, und von dessen Existenz wohl kaum einer von den zahlreichen Gästen Röchling's etwas wusste. Ich ging gegen Mitternacht mit sehr schweren Gedanken nach Hause.

Am nächsten Morgen begab ich mich, wie mit Hofacker besprochen, zum Militärverwaltungs-Chef Dr. Michel, der sehr ruhig und verständnisvoll war. Ich unterrichtete ihn über Hofacker's endgültige Reisepläne. Dr. Michel fasste seine Auffassung über die Lage in Paris dahin zusammen, dass der SD nach allem, was er erlebt hatte, nicht sehr tatendurstig sei, dass also mit einer grösseren Aktion von dieser Seite nicht gerechnet zu werden brauche. Als Gewährsmann hierfür nannte er den Sturmbannführer Dr. Maulaz, den Leiter des Wirtschaftsdienstes des SD. Ich äusserte meine Zweifel an dieser optimistischen Auffassung, einmal unter Hinweis auf die bekannte Verlogenheit und Hinterhältigkeit des Dr. Maulaz, zum anderen deswegen, weil mir klar war, dass der SD in Paris nicht aus eigenem Antrieb handeln konnte, sondern von Berlin aus gesteuert wurde. Dr. Michel und ich vereinbarten, dass man Hofacker auf alle Fälle warnen müsse, wenn die Situation sich für ihn gefährlich gestalte. Militärverwaltungsoberrat Dr. von Teuchert nahm an der zweiten Hälfte unserer Unterhaltung teil, er berichtete vom Weiterlaufen der Verhöre und wies auf das bedenkliche Anzeichen hin, dass neuerdings an den Vernehmungen der Offiziere des Stabes auch der Kommandeur des SD in Paris teilnähme.

Ich begab mich dann auf mein Büro, um einige laufende Arbeiten zu erledigen und fuhr gegen 11.30 Uhr mit dem Rad in die Röchling'sche Wohnung. Im Fortgehen sagte ich meiner Sekretärin in einer gewissen Vorahnung -

25-225/2-34

sofort hinterher hatte ich das Gefühl einer grossen Unvorsichtigkeit -, falls ich irgendwann einmal nicht wiederkäme, möge sie sich vertrauensvoll an Dr. Michel oder seinen persönlichen Referenten, Dr. Lehmann, wenden.

Ich fand Hofacker reisefertig im Röchling'schen Gastzimmer, Röchling selbst war nicht zu Hause. Ich berichtete über die Unterhaltung mit Dr. Michel und mahnte dringend zur Vorsicht, umso mehr, als ich hörte, dass Hofacker an diesem Morgen noch im Hotel Ritz beim Gesandten von Barga gewesen sei. Wir sprachen dann noch einmal über unsere Pläne und deren Ansichten, wobei wiederum Hofacker viel zuversichtlicher war als ich. Fliegeralarm verzögerte meinen Fortgang, ich konnte es daher nicht vermeiden, zusammen mit Hofacker von Röchling's Haushälterin gesehen zu werden. Vor dem Abschied verabredeten wir für den Fall einer Katastrophe gegenseitig völliges Stillschweigen über unsere gemeinsame Tätigkeit, insbesondere Verschwiegenheit über unser nächtliches Zusammensein am 20./21. Juli 1944. Wir machten auch zum Abschied nicht viele Worte, wir wussten, worum es ging, was wir uns in den letzten Jahren gewesen waren. Als wir uns beim Abschied gegenseitig noch für alle Fälle Grüsse an unsere Angehörigen auftrugen, wurde Hofacker einen Moment ernst, schüttelte diese Stimmung aber wieder von sich, sein letztes Wort zu mir war: "Ich bin überzeugt, dass noch alles gut gehen wird." Das war das Letzte, was ich von ihm hörte und sah.

Ich stieg die Treppe herunter und wollte mein im Hausflur stehendes Rad nehmen, als ich zwei SS-Offiziere vor der Haustür stehen sah, ausserdem einige Autos, sodass man sofort den Eindruck einer grösseren Aktion gewann. Man hatte mich bereits im Hausflur gesehen, die einzige Chance war also, mit dem Rad zwischen den beiden durchzugehen und mich als Franzose zu gebärden. Ich hätte dann vielleicht von einem naheliegenden Restaurant noch bei Röchling anrufen und warnen können.

In dem Augenblick, als ich die Haustür passierte, drehte sich der eine der SS-Offiziere um, ich erkannte Dr. Maulaz, der mich etwas erstaunt und hämisch sofort mit der Frage begrüßte: "Guten Tag, Herr von Falkenhausen, wohnen Sie auch in diesem Hause?" Die Frage frappte mich, denn Maulaz wusste, wo ich wohnte. Ich antwortete daher kurz: Ich war in der Wohnung Röchling's." Er fragte weiter: "Ist Röchling zu Hause?" Ich antwortete: "Nein, ich habe an die Tür geklopft, niemand war da." Jetzt dekuvierte sich Maulaz: "Das stimmt nicht, die Wohnung war offen, ich bin schon oben gewesen. Haben Sie Waffen bei sich?" Nach verneinender Antwort wurde

ich abgetastet und dann erklärte Maulaz, ich hätte mich in den einen Wagen zu setzen und werde sofort zu seiner Dienststelle gebracht, wo mir "einige Fragen" vorgelegt würden. Widerstand war völlig sinnlos, mir blieb nichts übrig, als in den Wagen zu steigen und mit dem Fahrer, der kaum deutsch sprach - anscheinend ein Russe - ins Stabsquartier des SD-Kommandos nach Neuilly zu fahren. Nun war ich fest davon überzeugt, dass Hofacker und ich unrettbar verloren waren, da ich kaum die Hoffnung haben konnte, man werde ihn bei der Durchsuchung des Hauses nicht entdecken.

Das Quartier des Führers des SD in Neuilly lag etwas abseits der Strasse hinter einem düsteren Mietshaus in einem Garten und war von SS-Leuten scharf bewacht. Zunächst wusste man mit mir nichts anzufangen, ich hatte schon die leise Hoffnung, der Posten würde mich wieder laufen lassen. Schliesslich wurde ich aber doch in das Haus geführt und in eine Mansarde mit eisernen Fenstergittern eingeschlossen. Man gab mir sogar ein ganz gutes Essen und liess mich dann allein. In der Tasche trug ich noch den Zimmerschlüssel Hofacker's aus dem Hotel Royal Monceau, der unter Umständen ein wichtiges Indiz sein konnte. Es gelang mir, mich seiner dadurch zu entledigen, dass ich ihn durch das Fenster in eine abgelegene Ecke der Regenröhre warf, wo er schwerlich hätte entdeckt werden können.

Gegen 15 Uhr wurde ich persönlich von dem SD-Kommandeur abgeholt und von ihm in seinem Wagen, ohne Chauffeur, zur Dienststelle der Avenue Foch gefahren. Ich dachte einen Augenblick daran, während dieses Transportes zu flüchten, fand aber keine Gelegenheit und beschloss endgültig, die Sache durchzustehen, um meine Familie nicht mehr zu gefährden als nötig. Während der Fahrt mit dem SD-Kommandeur, die im übrigen schweigend verlief, erlaubte ich mir die harmlose Frage: "Was soll eigentlich der arme Röchling ausgefressen haben?" Ich erhielt die barsche Antwort: "Es ist doch sehr sonderbar, dass sich der Oberstleutnant von Hofacker im 5.Stock im Gastzimmer versteckt hielt. Haben Sie ihn übrigens gesprochen?" Nun wusste ich, sie haben Hofacker. Ich sagte harmlos: "Natürlich, wir haben uns vor seiner Reise nach Berlin verabschiedet, ich hatte nicht den Eindruck, dass er sich versteckt hätte, schliesslich gehört das Gastzimmer ja auch zu Röchling's Wohnung." In der Avenue Foch sass ich in einem Vorzimmer unter Aufsicht entweder eines SD-Postens oder des Fahrers, der mich zuerst transportiert hatte, bis gegen 19 Uhr. Eine Bitte, mich telefonieren zu lassen - mehr als Versuchsballon für den Ernst der Lage gedacht -, wurde kurz abgelehnt.

Gegen 19 Uhr wurde ich zu einer kurzen, korrekt verlaufenden Vernehmung lediglich über die Personalien vorgeführt, und dann im Auto zu einem Hause am Place des Etats Unis gefahren, das als provisorisches Gefängnis eingerichtet war.

Die Tatsache, dass ich festgenommen oder verhaftet sei, ist mir nie ausdrücklich mitgeteilt worden, im Gegenteil war zunächst nur von Vernehmungen die Rede. Das Gebäude, das ich nun im Dämmerlicht betrat, machte einen eigentümlichen Eindruck. Ueberall sorgfältig verschlossene Türen, ein Wachtlokal im ersten Stock, auf den Treppenabsätzen Posten mit Maschinenpistolen, anscheinend wilde Gestalten. Besonders im dritten Stock, wo mir ein Raum zugewiesen wurde, stand ein riesiger Kerl mit dichtem schwarzem Haar, Bartstoppeln um das breite Gesicht, der einen abenteuerlichen und furchterregenden Eindruck erweckte. Ich wurde in einen ziemlich dunklen Raum geführt, dessen nach der Strasse gehende Fenster durch die üblichen französischen eisernen Fenstergitter verschlossen waren, die Gitter überdies so stark mit Eisenstäben verrammelt, dass sie sich nicht öffnen liessen. Ein deutscher Scharführer, augenscheinlich der Wachthabende, brachte mir Bettzeug und liess mich allein. Was ich in dieser ersten Nacht - es war eine schöne warme Sommernacht - empfand, lasse ich unausgesprochen, man wird mir glauben, dass ich nicht viel geschlafen habe.

Am nächsten Morgen wurde ich in ein nach rückwärts gelegenes helles Zimmer unquartiert. Dieses hatte ein grosses, offenes Fenster, das die Aussicht auf einen friedlichen Klostergarten gewährte, in dem ein alter Gärtner langsam und gemächlich arbeitete, Nonnen - meist älteren Semesters - mit Brevier und Rosenkranz promenierten, und dienende Schwestern sich zu schaffen machten. Auch Kinder - augenscheinlich Schüler des Konvents - liessen sich zu Zeiten blicken, im übrigen bildeten Tauben und zwei Katzen die ständige Bevölkerung dieses zeitlos friedlichen Gebietes im Zentrum der Stadt. Ueber die Dächer der den Klostergarten begrenzenden Häuser ragte die Spitze des Eiffelturms als Kennzeichen des flutenden Grosstadtlebens. Das Fenster war mit Maschendraht, verstärkt durch einige Eisenstangen, verschlossen, um Fühlungnahme mit der Aussenwelt oder benachbarten Zellen zu verhindern. Das Mobiliar dieses früher als Schlafzimmer benutzten Raumes bestand aus Bett mit Strohsack, Tisch und Stuhl. In diesem Raum befand ich mich nun allein in der Bekleidung, in der man mich an einem warmen Sommertag mitgenommen hatte, ohne Waschzeug, ohne Wäsche. Die ersten Waschversuche auf der etwas primitiven, für die

Toilette, in der sich ausser dem WC nur ein Ausguss und ein einziges Blechwaschbecken von entsprechender Sauberkeit befand, verliefen unbefriedigend, vor allem, weil der kleine Raum bei lebhafter Benutzung ständig überschwemmt war.

Das Bewachungspersonal bestand aus Georgiern, später auch einigen Russen, die meisten sprachen so gut wie kein deutsch, zeigten sich aber bald freundlich, hilfsbereit und kameradschaftlich, dabei streng ihre Vorschriften innehaltend. Geschenke wurden höflich abgelehnt, andererseits aber jede erlaubte Gefälligkeit gerne erwiesen. Der Riese, der mir den ersten Abend einen besonders furchteinflössenden Eindruck machte, entpuppte sich als eine rührende Seele, die mir zum Beispiel aus ihrem eigenen bischen Tabak eigenhändig Zigaretten drehte und zusteckte, um mich zu trösten. Wenn er Wache hatte, sass er an einem Tisch am Treppenabsatz, neben sich die M.Pi. und schrieb mit seinen fremdartigen Buchstaben sauber in ein Heft. Auf die erstaunte Frage, was er schriebe, antwortete er einmal: "Etwas Roman." Besonderer Erwähnung verdient ein grosser, junger, stattlicher Kerl aus Tiflis, der etwas deutsch gelernt hatte und von Beruf Elektroingenieur war. Er war besonders freundlich und verständnisvoll, dabei gebildet, und erzählte gelegentlich interessant von der Art der wirtschaftlichen Erschliessung seiner Heimat unter bolschewistischem Regime.

Im Zimmer neben mir sass der am gleichen Tage wie ich festgenommene Dr. Röchling, wir konnten uns durch das Schlüsselloch leidlich verständigen, über uns sein Hausgenosse von der Osten-Sacken und gegenüber, in den Räumen nach der Strasse zu, also wegen der verrammelten Läden stets im Dämmerlicht, einige englische und kanadische Fallschirmspringer, die aus unbekannten Gründen in Polizeihaft gehalten wurden. Man sah sich morgens, wenn zum Reinemachen die Räume aufgeschlossen wurden, und wenn man auch, insbesondere zwischen uns Deutschen, nicht viel reden konnte, so gab es doch gelegentlich kurze Unterhaltungen mit den Engländern. Es waren, bis auf einen älteren Troupier, der sich durch kurze Beine, rotes Haar, rote Backen, und ständig gute Laune auszeichnete, alles junge Leute, höflich und zurückhaltend. Interessant war ein junger Kanadier aus anscheinend guter französischer Familie, gebildet, sprachkundig und verständlicher Weise neugierig. Er schwor auf seinen General Montgomery. Leider mussten die Engländer sich für die Nacht stets Handschellen anlegen lassen, nachdem es vor unserer Zeit einem ihrer Kameraden gelungen war, den Fensterladen aufzubrechen und zu entfliehen.

Der Tageslauf war einfach; Wecken, Reinigen, Frühstück, Mittag, Abendessen, Schlafengehen bildeten, wie bei jeder Haft, die Etappen. In der Zwischenzeit beschäftigte man sich, so gut es ging. Mangels Lektüre hatte ich mir auf einem Zettel ein primitives Schachbrett gezeichnet und Papierfiguren gemacht, mit denen ich gegen mich selbst spielte. Wegen der Hitze war man tagsüber meist nur mit Hemd und Unterhose bekleidet. Meine Versuche, Waschzeug und Ersatzwäsche zu bekommen, scheiterten zunächst schon daran, dass das Bewachungspersonal die Wünsche nur unvollkommen begriff und keine Möglichkeit hatte, sie weiter zu geben. Den deutschen Wachhabenden sah man selten. Die tatsächliche Herrschaft im Hause hatte eine Frau unbestimmter Herkunft, angeblich Volksdeutsche, mit der das ganze Personal in Unfrieden lebte. Der Wachhabende selbst wurde etwas später wegen eines Konfliktes mit ihr - angeblich wegen zu entgegenkommender Haltung zu den Häftlingen - abgelöst.

Mir persönlich tat die Frau nichts, sie besorgte mir sogar nach etwa acht Tagen eine Zahnbürste; ihr Versprechen, sich auch um andere Dinge zu kümmern, hat sie nicht erfüllt. Die Tage verliefen bei grosser Hitze eintönig, die Beschäftigung bestand im Schachspielen ohne Gegner, im stundenlangen Beobachten des Lebens im Klostergarten, der eine abgeschlossene, kleine friedliche Welt für sich darstellte, im Grübeln und Sinnieren, der Abwechslung in den Mahlzeiten, der morgendlichen und abendlichen Reinigung auf der Toilette mit gelegentlichem Schwatz mit den Georgiern oder den Engländern. Die Verpflegung war gut und für die heisse Jahreszeit eigentlich zu reichlich, umso mehr, als zum Trinken nur fast lauwarmes Wasser und ungewöhnlich schlechter "Kaffee" zur Verfügung stand. Zum Frühstück gab es Brot mit Butter und Marmelade, zum Mittag täglich Suppe, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln, zum Abend dicke Wurstbrote.

Da ich bis zu meiner ersten Vernehmung zur Sache beinahe drei Tage Zeit hatte, um über meine Verteidigung nachzudenken, blieb mir die Möglichkeit, mir darüber klar zu werden, was ich auf mir gestellte Fragen erwidern wollte. Es war mir klar, dass ich mich durch meine ausweichenden Antworten auf die Fragen des Dr. Maulaz, und durch meine offenbare Verwirrtheit im Augenblick der Festnahme, verdächtig gemacht hatte, ich war aber ziemlich sicher, dass Hofacker nichts über unsere Zusammenarbeit sagen würde. Es kam jetzt darauf an, eine plausible Erklärung für mein Verhalten zu finden und gleichzeitig, soweit als irgend möglich, bei der Wahrheit zu bleiben, damit zwischen den Aussagen der einzelnen Beteiligten so wenig Widersprüche als möglich auftraten.

Mit Röchling konnte ich am Schlüsselloch das Wesentliche der Aussagen abstimmen, wo Hofacker sich befand, wusste ich nicht. Es war mir klar, dass ich mich bemühen musste, einen möglichst harmlosen, offenerzigen Eindruck zu machen, dass es sogar nötig sein werde, mich in Nebenpunkten, die nicht lebensgefährlich werden konnten, selbst zu belasten, um die Vernehmenden von der richtigen Fährte abzulenken. Unter allen Umständen musste mein Aufenthalt in der Nacht vom 20. zum 21. Juli in Hofacker's Zimmer verborgen bleiben - nur der Nachtportier des Hotels hätte darüber etwas sagen können -, ferner der Besuch Hofacker's bei mir am 20. Juli früh. Ich hoffte, dass meine Wirtschafterin Leonie hierüber nichts a'splaudern würde. Die späteren Zusammenkünfte mit Hofacker und auch Röchling musste ich unumwunden zugeben und unserer Unterhaltung einen möglichst harmlosen Charakter beilegen. Es kam dann darauf an, das einmal gewählte Schema der Verteidigung unter allen Umständen festzuhalten und mir nachher nicht mehr ablocken zu lassen, als ich von Anfang an zugegeben hatte. Ich musste also betonen, von der Verschwörung vor ihrem Ausbruch nichts gewusst zu haben, und auch hinterher niemals in die Rolle eingeweiht worden zu sein, die Hofacker dabei gespielt hatte. Mein Verhalten gegenüber Dr. Maulaz vor der Verhaftung konnte ich nur dadurch einigermaßen glaubwürdig erklären, dass ich sagte, ich sei im Augenblick des Abschiedes von Hofacker sehr bewegt gewesen, aus seinem Verhalten sei mir ein unbewusster Verdacht aufgestiegen, dass durch die Reise nach Berlin, die er vorhatte, unter Umständen für ihn Gefahren heraufbeschworen würden. Unter diesen Eindrücken, die ich noch nicht hätte verarbeiten können, habe mir das plötzliche Zusammentreffen mit den SS-Offizieren einen Schock gegeben, dass Hofacker eine Gefahr drohe, bevor er die Möglichkeit hätte, sich in Berlin zu rechtfertigen, ich hätte instinktiv Besorgnis gehabt, auch selbst in eine unangenehme Sache verwickelt zu werden und deswegen so schnell als möglich fortkommen wollen. Es war ein besonders Glück, dass der Name Hofacker in dem kurzen Gespräch mit Maulaz überhaupt nicht gefallen war.

Bei der ersten, verhältnismässig harmlosen Vernehmung durch einen Kriminalsekretär hielt ich mich an diese Richtlinien, ich wurde vor allem weitläufig über Verwandte und Freunde ausgefragt und nannte eine Reihe von Personen, von denen ich sicher wusste, dass sie mit der Sache nichts zu tun hätten. Diese Vernehmung förderte überhaupt nichts zu Tage, was mich hätte belasten können.

Am 28. Juli besuchte mich Maulaz im Gefängnis, gab

mir Zigaretten und hatte augenscheinlich das Bestreben, mich mit einer gewissen falschen Freundlichkeit auszuholen. Er sagte mir, Hofacker sei tief in die Verschwörung verwickelt, worüber ich mein grösstes Erstaunen äusserte, und fragte mich dann plötzlich, ob ich nicht hätte in die Schweiz fahren wollen. Ich bestritt dies ganz energisch - der Wahrheit gemäss - und sagte, ein Mann, der in Deutschland Frau und sechs Kinder hat, begibt sich nicht in die Schweiz, worauf er kühl meinte, es gäbe doch wohl Umstände, in denen man es trotzdem tun müsse.

Am 3. August erschienen im Wachtlokal unseres Gefängnisses Maulaz, sein Adlatus Dr. Schoppmeyer (Rechtsanwalt aus Hamburg) und der Kriminalsekretär, der mich das erste Mal vernommen hatte. Ich wurde vorgeführt und ungefähr drei Stunden verhört. Maulaz sehr scharf, schrie mich an, ich solle mir nicht jede Antwort so lange überlegen, es würde sich doch sehr bald aufklären, dass ich Unwahrheiten nicht aufrecht erhalten könne. Ich liess mich nicht aus der Ruhe bringen. Plötzlich warf Maulaz die Frage ein, ob ich Stauffenberg gekannt hätte, was ich verneinte, dann, ob ich in der Wohnung in Nikolassee übernachtet hätte, was ich gleichfalls verneinen konnte. Ich betonte, ich wüsste von dieser Wohnung nichts, hatte dabei aber ein unbehagliches Gefühl, da ich in ihr im Januar und Februar 1944 Besprechungen mit Graf Uexküll, Hofacker's und Stauffenberg's Onkel, gehabt hatte. Schliesslich wandte sich die Vernehmung meinem Benehmen vor der Verhaftung zu und führte zu einer längeren gefährlichen Kontroverse; ich hielt meine Version aufrecht, was bei den ständigen Zwischenfragen von Maulaz nicht ganz einfach war. Glücklicherweise musste dieser dann aus dienstlichen Gründen gehen, sodass Schoppmeyer das Protokoll diktieren musste, was der Vernehmung eine ruhigere Note gab. Um die letzten Sätze dieses Protokolls, denen Schoppmeyer die Form des Geständnisses einer bewussten Begünstigung Hofacker's geben wollte, entspann sich ein erbitterter Disput, ich gab schliesslich bei der Formulierung nach in dem Gedanken, dass auch ein begrenztes und unpräzises Zugeständnis unter Umständen vor weiterem Bohren in anderer Richtung schützen könne und erreichte noch, dass in einem Nachsatz hervorgehoben wurde, dass ich in Verwirrung und ohne jede Ueberlegung gehandelt habe. Meine Annahme scheint richtig gewesen zu sein, die Vernehmenden konnten die Akten mit dem Erfolg, das halbe Geständnis einer Begünstigung herausgeholt zu haben, schliessen und haben offensichtlich in Paris weitere Ermittlungen hinsichtlich meiner Person nicht angestellt. Ich selbst glaubte, notfalls eine Verurteilung wegen Begünstigung in Kauf nehmen zu können, ahnte

allerdings nicht, dass die völlig absurde Jurisprudenz der Reichsanwaltschaft daraus eine Anklage wegen Mittäterschaft am Hochverrat und Feindbegünstigung herauskristallisieren würde.

Was mir in diesen Tagen besonders schwer auf der Seele lag, war der Gedanke, der Familie keine Nachricht geben zu können, und die Sorge, dass irgendwelche Massnahmen von der Gestapo gegen Frau und Kinder getroffen würden. Bei einer Vernehmung war ich so ausführlich nach Aufenthaltsort und Tätigkeit meines Ältesten Sohnes gefragt worden, dass ein solcher Verdacht nahe lag.

Im Anschluss an diese Vernehmung wurde mir mitgeteilt, dass über mein weiteres Schicksal in Berlin beschlossen würde. Man verlegte mich auch jetzt in einen Raum im vierten Stock - mit gleicher Ausstattung und Aussicht wie das erste Domizil -, anscheinend um den nachbarschaftlichen Kontakt mit Röchling zu unterbrechen. So vergingen herrliche Sommertage in trüben Gedanken, allmählich normalisierte sich das Leben, es fanden sich Bücher und Zeitungen ein, und ich erhielt nach etwa zwölf Tagen auch einen Handkoffer mit frischer Wäsche und Toilettenzeug, nachdem ich mich eine Woche nach meiner Verhaftung zum ersten Mal mit einem von den Georgiern geborgten Apparat hatte rasieren können. Weitere Verhöre gab es nicht, abgesehen von beiläufigen Fragen, die der erste Vernehmungsführer bei einem Besuch stellte. Sehnsüchtig dachte ich besonders am 8. August an Frau und Familie, bekämpfte aber mit bewusster Nüchternheit alle sentimentalischen Einbrüche.

Die Haltung der Bewachungsmannschaften bleibt weiter korrekt und freundlich. Das Gefängnis wurde dann zwischen dem 10. und 12. August allmählich geräumt, die englischen Fallschirmspringer eines Nachts abtransportiert. Wie ich später hörte, steckte sie der SD in Zivilkleidung und liess sie kurzerhand erschiessen. Das Bewachungspersonal wechselte häufig, an Stelle einiger Georgier traten Russen, die sich zwar auch korrekt, aber weniger freundschaftlich wie die anderen uns gegenüber stellten. Die Möglichkeit, von Fenster zu Fenster mit Röchling und von der Osten-Sacken einige Worte zu wechseln, blieb trotz der räumlichen Trennung aufrecht erhalten. Am 12. August wurden wir als letzte Gefangene in das Hauptquartier des SD Avenue Foch transportiert mit der Ankündigung, dass mit der alsbaldigen Ueberführung nach Berlin zu rechnen sei. Wir wurden im obersten Stockwerk untergebracht, wo es zeitweise unerträglich heiss war, besonders, da in der Nacht das Fenster fest geschlossen bleiben musste. In der Luft herumwirbelnde verbrannte Papierschnitzel

bewiesen, dass in den SD-Dienststellen in grösserem Masse die Vernichtung schriftlichen Materials betrieben wurde. Vom Fenster der neuen Unterkunft hatte man einen weiten Blick über die Avenue Foch, auf der auch in diesen kritischen Tagen der übliche Verkehr zwischen der Stadt und dem Bois flutete. Das Bewachungspersonal bestand aus sogenannter auslandsdeutscher SS unter Führung eines Siebenbürgers aus Hermannstadt; die Behandlung war freundlich, und es gab immer Gelegenheit, bei Benutzung der Toilette mit den Mitgefangenen, insbesondere Röchling, Verbindung zu halten. Auch Lektüre war vorhanden.

Am 14. August wurde der Transport nach Berlin angekündigt und das Packen der Sachen befohlen. Ich erhielt die Erlaubnis, in Begleitung von zwei Kommissaren, darunter dem ersten Vernehmungsführer, in meine Wohnung zu gehen, und mir zwei Handkoffer mit Sachen zu packen. Ich traf dort meine Wirtschaftlerin Leonie, konnte mit ihr einige Worte wechseln und einige Sachen mitnehmen. Sie kochte mir Kaffee und machte Reiseproviant und trat meinen Begleitern mit gewohnter Sicherheit, gepaart mit einer gewissen verächtlichen Freundlichkeit, wie etwa gegenüber lästigen Versicherungsagenten, gegenüber. Mein Versuch, die Prinzessin Ruspoli anzurufen und über mein Schicksal zu verständigen, scheiterte, dagegen konnte ich telephonisch Dr. Michel über den bevorstehenden Abtransport verständigen.

Als wir wieder im Gefängnis waren, kam die Meldung, dass der Transport verschoben sei, was die Hoffnung wieder belebte, es würde vielleicht überhaupt zur Abreise zu spät sein. Diese Hoffnung, die freilich mit der Befürchtung gepaart war, dass der SD uns kurzerhand erschliessen würde, wenn keine Möglichkeit für einen Abtransport mehr bestände, täuschte, denn am 16. August abends wurden wir die enge Treppe heruntergeführt und mit einigen SS-Leuten und Zivilisten in einen Autobus verladen, der sich gegen 23 Uhr in Richtung Metz in Marsch setzte. Ausser Röchling, Osten und mir waren unter den Gefangenen ein junger Deutscher, der anscheinend im Auftrag der SS in Spanien gewesen und sich unbeliebt gemacht hatte, mit seiner Braut, einer russischen Fürstin Tschernitschef, die aus mir unbekannten Gründen verhaftet, aber sonst recht guter Dinge und sehr kameradschaftlich waren; ferner einige Franzosen, darunter ein General, die in ein Lager nach Godesberg sollten.

Wir waren gut verproviantiert, und in der Engeigkeit des Autobus konnte die Bewachungsmannschaft Unterhaltungen nicht verhindern. Die Hoffnung, unterwegs durch Maquis oder Panzerschützen der Amerikaner

befreit zu werden, begleitete uns, trog aber. In Chalons-sur-Marne hatte der Wagen Panne, wir blieben am Stadtrand, konnten uns in die Höfe einiger kleiner Häuser zurückziehen und erwogen ernsthaft Fluchtmöglichkeiten, die sich aber bei der Aufmerksamkeit des mit M.Pi.bewaffneten Begleitpersonals kaum ergeben hätten. Immerhin konnte man sich etwas säubern und die Beine vertreten. In einem anderen Wagen wurden wir dann ohne Zwischenfälle bis Metz befördert, dort der örtlichen SD-Stelle übergeben und nach kurzem Aufenthalt zur Bahn gebracht, wo ein Abteil 2.Klasse für sechs Gefangene und zwei Begleitmannschaften freigemacht war. Auch in dem Bahnhofstrudel erwog ich noch einmal den Gedanken an Flucht, gab ihn aber in der Erwägung auf, voraussichtlich nicht weit zu kommen, ausserdem meine Familie dadurch aufs ernsteste zu gefährden. Auf dem Transport war die Behandlung korrekt, beinahe freundschaftlich, man versuchte den Charakter unserer Reisegesellschaft als Gefangenentransport auf jede Weise zu kaschieren.

Gegen Mittag des 18. August kamen wir in Berlin an; sassen vor dem Potsdamer Bahnhof auf unserem Gepäck, bis ein SS-Offizier unsere Ankunft in der Albrechtstrasse gemeldet hatte; wir konnten sogar in ein kleines Restaurant gehen und ein Glas Bier trinken. Gegen 15 Uhr erschien ein Auto, das uns, das heisst Röchling, Osten und mich, in das Zellengefängnis Moabit brachte. Der Eindruck war niederschmetternd. Der Eingang des Gefängnisses war zum Teil durch Bomben zerstört; in der grossen Vorhalle, von der aus die Gänge strahlenförmig auseinander gehen, wurden wir sofort angebrüllt, die Gesichter zur Wand zu nehmen, dann wurden im Büro unsere Taschen und Koffer durchsucht, Tascheninhalt, Schnürsenkel, Hosenträger, Gürtel, Schlips abgenommen. Nur einige Toilettensachen und Wäsche, aber nichts aus Metall oder Glas, durfte in die Zelle gebracht werden. Auch Bücher und Zeitungen blieben zurück, lediglich Photos von Frau und Kindern durfte ich mitnehmen. Die Zelle im dritten Stock, in die ich gebracht wurde, hatte nur ein zum Teil verglastes Fenster, was im Sommer nur angenehm war, war im übrigen schmutzig und, wie ich sehr bald feststellte, fürchterlich verwanzt. Das Mobiliar bestand aus einem Klapptisch, einem Haken, Bett mit schmutzigen und halbzerzrissenen Strohsäcken, einem Kasten an der Wand für Wäsche und sonstige Sachen und einem in ein Holzgestell eingebauten Kübel, der zweimal täglich geleert wurde und mit einem schlecht schliessenden Deckel versehen war. Ausserdem gab es einen steinernen Wasserkrug, einen Essnapf und eine kleine blecherne Waschschüssel. - Die Bewachungsmannschaft bestand aus auslandsdeutschen SS-Leuten, die eigentlichen Gefängnisbeamten hatten mit uns nichts zu tun. Verbindung mit Zellennachbarn oder

Mitgefangenen war nicht aufzunehmen, da strengstes Sprechverbot herrschte, die Wachen waren barsch, ein wie Kaliban aussehender Kalfaktor, der gelegentlich vorbei kam, brüllte in übler Weise herum. Als sich die Zellentür hinter mir schloss, hatte ich das Gefühl, für die Aussenwelt verloren zu sein.

Meine erste Aufgabe musste es sein, mich mit der neuen und dem Anschein nach recht trostlosen Situation, in der ich mich befand, abzufinden. Die absolute Abgeschlossenheit in der Einzelzelle gab Gelegenheit genug, sich Gedanken über die drohenden Gefahren zu machen. Ich hatte keine Ahnung, was aus den Pariser Kameraden, insbesondere Hofacker, geworden war, was sie ausgesagt hatten, und was man inzwischen in Paris und anderswo über meine Tätigkeit festgestellt hatte. Schon um mich von nutzlosem Sinnieren abzulenken, war es das Beste, an die Einrichtung in meiner neuen Umgebung zu gehen und an irgendeine Beschäftigung zu denken. Ich richtete mein Bett her und stellte sogar bei hellem Tage lebhaften Verkehr der Wanzen fest, der traurige Aspekte für die Nacht eröffnete, stellte die Bilder meiner Frau und meiner Kinder auf den Tisch und sah mir aus dem Fenster, das auf den Gefängnishof ging, und von dem man einen Teil des Stadtbahngleises über die Umfassungsmauern des Gefängnisses sehen konnte, die so wohl vertraute Berliner Umgebung an. Auf dem Hof hatte man einen kümmerlichen Gemüsegarten angebaut, in dem Strafgefangene arbeiteten, eine grosse, blühende Sonnenblume diente mir als Symbol für das durch menschlichen Zerstörungswillen unbeeinflussbare Walten der Natur. Auf den eisernen Gängen vor der Zellentür herrschte ununterbrochenes Kommen und Gehen, dem man zunächst mit gespannter Aufmerksamkeit folgte. Dauernd fühlte man sich von den Posten durch das Guckloch in der Tür beobachtet, ohne einen Menschen zu sehen, und es wurde mir sehr bald klar, dass es von entscheidender Bedeutung war, die ständig gespannten Nerven systematisch zu zügeln, um nicht einer verhängnisvollen Psychose zu unterliegen, die manche Leidensgenossen zu unvorsichtigem Plaudern veranlasste.

Das Bewachungspersonal bestand aus zum grössten Teil jungen SS-Leuten auslandsdeutscher Provenienz, die im allgemeinen, von einigen üblen Typen abgesehen, zwar nicht unfreundlich, aber gleichgültig und ziemlich töricht waren. Höhere Chargen traten selten in Erscheinung, nur die Wachhabenden liessen sich gelegentlich zu kurzen Kontrollen oder Fragen sehen. Ich hatte den Eindruck, dass ein reichlicher Aufwand mit Bewachungspersonal sowohl in den Korridoren wie im Hofe getrieben wurde, ein Beweis, für wie staatsgefährlich man die politischen Gefangenen hielt. Vor allem sollten

anscheinend Selbstmorde verhindert werden, daher die ständige Beobachtung durch das Guckloch, die sehr lästige Vorschrift, dass die ganze Nacht in der Zelle Licht zu brennen hatte, und die Anordnung, dass die Gefangenen während der Nacht die Hände nicht unter die Bettdecke nehmen durften. Unbarmherzig wurde man während der Nacht aufgeschreckt, wenn der Posten einmal durch die Tür nicht beide Handgelenke des Häftlings sehen konnte. Die Abwehr der Wanzenattacken war ziemlich hoffnungslos. Ich zog Socken über die Hände und Füße bis über Ärmel und Hosenbeine des Schlafanzuges, zog mir ein Taschentuch über den Kopf und rieb mir das Gesicht mit Rasiercreme ein, aber das Ungeziefer überwand konsequent alle Hindernisse, und ich war nach den ersten Nächten so zerstoichen, dass insbesondere die Unterarme dick geschwellenen Wüsten glichen. Allmählich schollen sie wieder ab und man wurde immun, zwar nicht gegen die Bisse, aber gegen erneute Infektionen.

Der Tageslauf war regelmässig und eintönig. Gegen 6 Uhr früh weckte der Posten und warf als Einladung zum Aufstehen das vor der Zellentür aufgehängte Handtuch aufs Bett. Man wusch sich, trieb Gymnastik, was ich bis zum Schluss regelmässig tat, um körperlich nicht völlig herunter zu kommen, und zog sich an. Dann erschien der Posten wieder, befahl Herausstellen des Wasserkruges und des Uratkübels, wobei das Handtuch wieder vor die Tür gehängt werden musste. Später, das heisst etwa sechs Wochen nach meiner Einlieferung, passierte der Wachhabende regelmässig die Zellen, um Zettel mit Wünschen und Beschwerden, insbesondere Krankmeldungen, entgegen zu nehmen. Gegen 7.30 Uhr nahte sich mit grossem Geräusch das Frühstück, das ebenso wie die anderen Mahlzeiten von den Kalfaktoren durch die Gänge getragen wurde. Es bestand aus einem Napf sogenannten Kaffees und einer dicken Scheibe Brot, auf dem sich meistens ein Klecks etwas zweifelhafter Marmelade befand. Dann war den Vormittag über wieder Ruhe, es sei denn, dass es besondere Kontrollen gab, oder dass man aus irgend einem Anlass abgeholt wurde. Auf dem Gefängnishof erhob sich gegen 8 Uhr ein lauter Radau, die Militärgefangenen des anderen Flügels wurden heraus gelassen und mussten nach einem Dauerlauf im Kreis antreten und nach Kommando Freiübungen machen. Es wurde dabei in einem Kasernenhofen übelster Art geschimpft und geschrien, Misshandlungen allerdings habe ich nie beobachtet. Diese Szene, die sich jeden Morgen wiederholte, kam mir in ihrer Misstönigkeit wie eine hässliche Parodie des Gefangenenchors aus dem Fidelio vor.

Der Vormittag verstrich dann meist ereignislos, man lauschte den Geräuschen auf den Gängen und wartete wie ein wildes Tier hinter Gittern ständig auf die nächste Sensation, die in der Regel erst in Gestalt des Mittagessens erschien. Dieses bestand aus einer mehr oder weniger dicken Suppe, die in einem grossen Kessel von zwei bis drei Kalfaktoren unter Aufsicht eines Postens durch die Gänge getragen wurde. Es wurden dann immer einige Zellen gleichzeitig aufgeschlossen, die Gefangenen durften bis an die Schwelle, aber beileibe nicht darüber hinaus treten, mussten den Essnapf heraus reichen und erhielten dann eine reichliche Kelle voll. In der Regel bestand die Suppe aus Rüben oder Kohl von mässigem Wohlgeschmack, ganz selten gab es Kartoffel- oder die sehr beliebte Erbsensuppe. Nach dem Essen musste der Löffel wieder in ein Futteral, das ausserhalb der Tür hing, gesteckt werden. Am Nachmittag wurde noch einmal Herausstellen, später Hereinnehmen des Kübels und Wasserkrugs befohlen, dann blieb es bis zum Abendessen ruhig, das gegen 18 Uhr "serviert" wurde. Es bestand in der Regel aus einem kleinen Napf eines teeartigen Getränks oder einer dünnen Suppe und aus einem mehr oder weniger grossen Stück Brot, das zum Teil dünn mit Margarine geschmiert war. Einmal in der Woche gab es Käse, am Sonntag ein Stück Wurst. Bei Dunkelwerden ging das Licht an, es wurde Verdunklung befohlen, und dann hatte man sich während der Nacht mit Wanzen und dem ständig brennenden Licht auseinanderzusetzen. Ich gewöhnte mich verhältnismässig schnell an beides, und es gelang mir schliesslich, durch dauerndes Insistieren zu erreichen, dass ich einige Taschentücher über die grelle Birne hängen konnte, um damit etwas die Helligkeit abzublenken.

Diesem einförmigen kasserlichen Tageslauf hatte sich nun auch mein Innenleben anzupassen. Ich hatte nichts zu lesen und nichts zu schreiben, das griechisch-deutsche Neue Testament, das mir in Paris ständiger Begleiter gewesen war, war mir mit meinem übrigen Gepäck abgenommen, einige Fetzen Zeitungspapier, die anderen Zwecken zu dienen bestimmt waren, boten keine nennenswerte geistige Anregung. Schliesslich fand ich in einer Ecke der Zelle ein Stück Kreide und fing nun an, damit mathematische Gleichungen auf die Tischplatte und die Rücklehne des Stuhls zu schreiben, einfach um nicht völlig des geistigen Trainings zu entbehren. Mit Bedauern musste ich feststellen, dass meine mathematischen Kenntnisse auf ein sehr bescheidenes Mass zusammengeschrumpft waren. Auf der Rückseite einer grossen Photographie meiner Frau ritzte ich mit einem aus der Wand gezogenen Nagel ein Schachbrett, kniffte aus Papierschnitzeln Figuren und spielte mit mir selber Schach, manchmal zehn

bis zwölf Partien im Laufe eines Vor- oder Nachmittags. Zwischendurch versuchte ich alles, was ich jemals an Gedichten oder Liedern auswendig gelernt hatte, zu repetieren und mir wieder lebendig zu machen, auch hier mussten bedeutende Lücken festgestellt werden. Doch war das Nachdenken über diese Dinge und das gelegentliche Anstellen eigener dichterischer Versuche ein wirksames Mittel zum Zeitvertreib. Man musste sich ja mit Gewalt zwingen, die Gedanken nicht immer wieder um das eigene Schicksal, insbesondere den eigenen "Fall" mit seinen möglichen Komplikationen und wahrscheinlich tödlichen Gefahren, kreisen zu lassen. Auch durfte ich nicht ständig an das Schicksal der Familie denken, deren Unterkunft in Badenweiler bei der fortschreitenden Entwicklung der Kämpfe im Westen immer gefährlicher und fragwürdiger geworden zu sein schien.

Zwar hatte ich keine Ahnung, was in der Welt vorging, insbesondere wie sich die Kriegslage entwickelt hatte, doch ist es eine eigentümliche Erfahrung, dass auch durch die dicksten Gefängnismauern und stärksten Gitter Gerüchte und Nachrichten durchsickern, die einem ein Bild von der allgemeinen Lage geben. Gelegentlich hingeworfene Aeusserungen der Posten, die, obwohl es verboten war, aus Langeweile bei Nacht die Türen aufschlossen und kurze Unterhaltungen führten, abgerissene Satzteile von den erwähnten Papierschnitzeln gaben immerhin deutliche Anhaltspunkte. Ausserdem war mir ja ohne das klar, dass die Gegner im Westen im ständigen Vorwärtsschreiten sein mussten. Es war eine Art Nerventraining, das man treiben musste, um sich nicht geistig und seelisch unterkriegen zu lassen. Mir war völlig klar, dass von Geistesgegenwart und, mindestens dem Anschein nach, ausgeglichener Ruhe die Entscheidung über mein Leben und künftiges Schicksal abhing, und ich wusste auch, dass in dem Gefängnis sehr häufig die durch lange Einzelhaft natürlicherweise bei vielen Gefangenen erzeugte Redelust von Spitzeln und Bewachungspersonal ausgenutzt wurde. Ich richtete also jede auch noch so kurze Unterhaltung mit Posten und Kalfaktoren, soweit sie meinen persönlichen Fall streifte, darauf ein, dass sie wortgetreu der Gestapo hätte übermittelt werden können. Solche Unterhaltungen waren im übrigen in der ersten Zeit selten. Die Posten, meist junge Leute aus Rumänien, der Slowakei, Ungarn oder Polen, mehr oder weniger freiwillig als Volksdeutsche zur SS gekommen, interessierten sich verhältnismässig wenig für die menschlichen Schicksale der ihrer Bewachung anvertrauten Gefangenen, hatten auch im allgemeinen nicht die Intelligenz und Bildung, um sich als Ausfrager zu betätigen. Die wachthabenden Scharführer blieben in absoluter Reserve, den Kalfaktoren war grundsätzlich die Unterhaltung mit den Gefangenen verboten.

Dies bedeutet aber nicht, dass man deswegen nicht doch menschliche Föhlung aufgenommen hätte, und es ist hier wohl am Platze, einige Worte über diese Leute zu sagen. Zu Kalfaktoren, das heisst, dienstbaren Geistern, die die Gänge des Gefängnisses reinigen, den Gefangenen Wasser und Essen bringen, die Kübel entleeren und zurückbringen und sonstige Ordonnanz- und Dienstbotendienste leisten mussten, wurden Gefangene gewählt, die besonders zuverlässig und korrekt erschienen. Natürlich waren zunächst die politischen Häftlinge, denen jede Möglichkeit der Bewegung oder der gegenseitigen Föhlungs-nahme abgeschnitten sein sollte, von solchen Diensten ausgeschlossen. Man hatte sich also Kalfaktoren aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen verschrieben und dabei eine merkwürdige Auswahl getroffen. Der erste, auf den ich bei meiner Einlieferung in dem Gefängnis stiess, und den ich mit Kaliban bezeichnete, war ein widerlicher Typ. Anscheinend ein Berliner, ohne jeden Takt, ausschliesslich bestrebt, sich bei der Gefängnisleitung beliebt zu machen, und die Gefangenen zu schikanieren und anzubröllen, erfreute er sich allseitiger Unbeliebtheit. Er wurde dann auch bald entfernt. Ein anderer, dessen Herkunft ich nicht weiss, der auch nach einigen Monaten verschwand, konnte sich nicht genug tun in abfälligen Urteilen über die Gefangenen, sobald er Gelegenheit hatte, mit ihnen zu reden. Ich habe aber nie erlebt, dass diesen hässlichen Redensarten eine schikanöse Tat gefolgt wäre. Es handelte sich augenscheinlich bei diesem Mann um einen tief verbitterten, mit sich und der Welt zerfallenen Menschen, der seine allgemeine Lebensunlust irgendwie abreagieren musste.

Von ganz anderer Art waren die übrigen Kalfaktoren. Der eine, mit dem Gesicht eines guten, grossen Jungen, war Holländer von Herkunft, anscheinend verschleppt und ins KZ gebracht. Er war aber immer guter Laune und sein Gruss bei jeder Mahlzeit und das freundliche Lächeln dabei wirkten für die nach jeder menschlichen Beröhrung hungrigen Gefangenen erfreulich und aufmunternd. Andere, wie der Kalfaktor Gustav, gehörten zum Kreis der ernstesten Bibelforscher, vor denen ich in dieser Zeit der Gefangenschaft tiefste Achtung und Respekt gewann. Diese Männer hatten eine solche ruhige Ueberlegenheit und Ausgeglichenheit, die sie aus einem unerschütterlichen Glauben an ihre Lehre und an das Erscheinen einer besseren Welt schöpften, dass sie damit vielen der seelisch labil werdenden Gefangenen helfen konnten. Sie waren in Ausführung ihrer Vorschriften absolut korrekt, fanden aber doch immer eine Gelegenheit, Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit zu zeigen. Insbesondere Gustav, dem die verantwortungsvolle Ueberwachung des zweimal wöchentlichen

Rasierens oblag, und der auch sonst gelegentlich in den Zellen zu tun hatte, war mein besonderer Freund. Er war wegen Verteilung verbotener Traktate der ernstesten Bibelforscher im Jahre 1936 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, nach Abküssung der Strafe sofort ins KZ-Lager gebracht worden und dort geblieben, sodass er im ganzen acht Jahre in Haft war. Von Beruf war er ein kleiner Kaufmann aus Krefeld, seine Frau, die zunächst das Geschäft weiter zu führen versuchte, war schliesslich gleichfalls verhaftet worden, seine Kinder bei Freunden untergebracht. Lange Zeit war die Verbindung zu seiner Familie völlig unterbrochen. Trotz dieses Schicksals habe ich diesen Mann nie verbittert oder ausgesprochen unglücklich gesehen. Er blieb ruhig, freundlich und pflichtgetreu, und blieb standhaft in dem festen Glauben, dass das durch göttliche Offenbarung verkündigte Zeitalter der Gerechtigkeit und Reinheit unmittelbar vor der Tür stünde.

Schliesslich wäre noch der Kalfaktor Theo zu nennen, ein gebildeter Mann und Buchhändler von Beruf. Politisch stand er wohl im kommunistischen Lager. Er war vor dem Kriege nach Paris gegangen, hatte dort in einem Verlag gearbeitet, der anscheinend auch politische Schriften herausgab. Nach der Besetzung Frankreichs war er nach Deutschland zurückgekehrt und zunächst bei einer Treuhandgesellschaft beschäftigt gewesen, dann hatte man ihn verhaftet und wegen seiner Tätigkeit in Paris zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Diese hatte er in Brandenburg abgebusst, war dann aber bis zum Kriegsende gleichfalls in ein KZ-Lager gebracht. Theo war ein Philosoph besonderer Art. Er hatte seine Gefangenschaft anscheinend gut überstanden, konnte als Kalfaktor gelegentlich Besuche seiner Frau empfangen, und hatte neben dem schmutzigen Geschäft des Kübel- und Wassertransports die Bibliothek des Gefängnisses. Ich hatte öfter Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten, und habe ihm manchen guten Impuls zu verdanken. Er pflegte zu sagen, dass man es im Gefängnis immer noch besser habe als an der Ostfront, dass eine Freilassung schliesslich nur zu erneuter Einziehung zum Militär mit allen ihren Folgen führen würde, und dass es ja nicht mehr lange dauern könnte, bis die Sache zu Ende sei. Dabei stellte er natürlich die zwar nicht ihm, aber uns politischen Häftlingen drohende unmittelbare Lebensgefahr bewusst nicht in Rechnung.

In der zweiten Hälfte der Haft wurden dann auch mit Lockerung zwar nicht der Bestimmungen, aber doch ihrer Anwendung durch die Gefängnisleitung einzelne politische Gefangene zu Kalfaktoren ernannt, die sich

zum Beispiel durch Geschenke oder andere Mittel im Büro beliebt gemacht hatten. Hierzu gehörte zum Beispiel ein Journalist aus Wien, ein Deutsch-Argentinier, der niemals erfuhr, warum er verhaftet war, und der zum Schluss noch von der Gestapo kurzerhand umgebracht wurde, und vor allem mein Freund Palombini, über den noch manches zu sagen ist. Ich greife hier der zeitlichen Entwicklung vor, denn zur Herstellung dieser persönlichen Kontakte bedurfte es vieler Wochen Haft. Ich kann wohl sagen, dass ich mich erst von Oktober 1944 ab so akklimatisiert hatte, dass ich mit Kalfaktoren und einzelnen Posten anfang, etwas freundschaftlich zu stehen. Ich legte vielleicht mehr als andere Gefangene auf grosse Zurückhaltung wert, in ständigem Misstrauen gegen Aushorcher und Spitzel.

Von Mitgefangenen war zunächst nicht viel zu sehen. Man konnte durch das Guckloch an der Tür gelegentlich auf dem Korridor Leute sehen, die hin und her geführt wurden, man hörte abends manchmal eine Prozession die Treppe herunterschleichen und erfuhr dann hinterher, dass es sich um zum Tode Verurteilte handelte, die zur Hinrichtung nach Plötzensee gebracht wurden. Wenn die Türen zum Essensempfang oder aus anderen Gründen geöffnet wurden, konnte man mit den Kameraden jenseits des Ganges gelegentlich einen stummen Gruss tauschen, auch nach rechts und links liess sich manchmal ein kurzes Wort oder ein Blick werfen. Aber der Versuch zu Unterhaltungen wäre vergeblich und gefährlich gewesen. Bekannte entdeckte ich zunächst unter den Gefangenen nicht.

Die ersten Tage dieser Haft zeigten kein besonderes Gesicht. Ich versuchte, mich der vorgeschriebenen Gefängnisdisziplin anzupassen und machte geistig und seelisch Inventur. Am 21. August, dem Geburtstag meines Vaters, erschien am Nachmittag plötzlich der Kalfaktor "Kaliban" und brachte ein aufgemachtes Paket mit einigen Äpfeln, etwas Brot und Wäsche mit der Bemerkung, das sei für mich abgegeben worden. Ich war erstaunt und betroffen, weil ich glaubte, von der Ausschwelt hermetisch abgeschlossen zu sein, und es für unmöglich hielt, dass meine Angehörigen meinen Aufenthaltsort ausfindig machen könnten. Ich erklärte also zunächst etwas benommen, das müsse wohl ein Irrtum sein. Kaliban brüllte mich an, die Frau, die es abgegeben hätte, habe meinen Namen genannt, er würde noch einmal heruntergehen und sich erkundigen. In diesem Augenblick sah ich an einem der mitgebrachten Taschentücher das Monogramm "H.K." und wusste nun, dass meine Schwester draussen war. Es war mir ein unbeschreiblich beruhigendes Gefühl, zu wissen, dass die Familie nicht nur in Erfahrung gebracht hatte, wo ich war, sondern auch die Möglichkeit

25-225/2-51

Diese Hoffnung trog nicht. Am 26. August kam ein etwas umfangreicheres Paket, liebevoll zusammengestellt, dessen Inhalt eine sehr fühlbare Ergänzung der schmalen Gefängniskost darstellte. Mein Leben orientierte sich nun ganz nach den "Pakettagen", Montag und Donnerstag, und in dem öden täglichen Einerlei kreisten die Gedanken unaufhörlich um das Problem, wie ich Nachrichten von Frau und Kindern bekommen und ihnen ein Lebenszeichen von mir geben könnte. Ich versuchte, mit Kreide in die Innenseite meiner bunten Wäsche, die ich im Austausch gegen frische an den Pakettagen herausgab, einige Stichworte und Fragen zu schreiben, und durchforschte - leider immer vergeblich - jedes frische Wäschestück, das hereinkam, auf Nachrichten; dabei versuchte ich, mir ein Bild davon zu machen, was wohl Verwandte und Freunde für mich tun könnten. Ich gab mir selbst keine grossen Chancen, wenn ich auch fest davon überzeugt war, dass Hofacker mich decken und auch unter schwerstem Druck kein Geheimnis preisgeben würde, aber mir war klar, dass jede Unstimmigkeit in unseren Aussagen, und jeder auftauchende Widerspruch die verhängnisvollsten Folgen auslösen müsste.

So wartete ich tagein, tagaus auf die Vernehmung, bis am 6. September plötzlich die Zellentür aufflog, und der Posten mich mit einem kurzen "zur Vernehmung" die äussere Treppe herunter eskortierte. Es war das erste Mal, dass ich die Zelle verliess. In der Halle am Ausgang nahm mich ein dicker, anscheinend baumstarker, aber jovial aussehender Mann in Empfang, ich wurde nicht gefesselt, was ich als günstiges Zeichen sofort registrierte, und im Wagen zur Prinz Albrecht-Strasse gefahren. Dort war das Sicherheitshauptamt nach weitgehender Zerstörung seines Dienstgebäudes in Räumen, die noch von den früheren Bewohnern her das Schild "Christlicher Verein Junger Männer" trugen, untergezo-gen. Die unfreiwillige Ironie dieser Kennzeichnung wirkte auf mich aufmunternd und mag mit dazu beigetragen haben, dass ich das Büro, in dem einige Angestellte beiderlei Geschlechts sassen, mit ganz vergnügtem Gesicht betrat. Nach etwa halbstündigem Warten erschien der Kommissar, ein grosser, schlanker, hellblonder Mann in Zivil mit kalten Fischeugen, und führte mich eine Treppe höher in eine Mansarde, die nur mit einem Tisch und zwei Stühlen möbliert war. Ich musste mich ans Fenster setzen, und zwar, wie mir sofort klar wurde, derart, dass mein Gesicht voll beleuchtet war, während der Kommissar vor mir, etwas im Halbdunkel, Platz nahm.

Die Vernehmung begann zunächst in Form einer Unterhaltung über meine Tätigkeit in Paris, meinen dortigen Umgang, mein Verhältnis

zu Hofacker, über etwa gepflogenen politischen Meinungsaustausch, über die Frage, ob man sich mit dem Problem beschäftigt habe, man müsse entweder mit dem Westen oder mit Russland zur Verständigung kommen - eine Auffassung, die der Vernehmende als Defaitismus bezeichnete - und ging erst allmählich auf die eigentliche Kernfrage über. Plötzlich fiel die Aeusserung: "Geben Sie nur zu, dass Sie von den Dingen und der Rolle, die Hofacker dabei gespielt hat, gewusst haben, die anderen haben schon alles gestanden." Ich hatte mit einem derartigen Trick gerechnet, liess mich also nicht verblüffen und erwiderte treuherzig: "Das muss ein Irrtum sein, ich habe alles, was ich wusste, und was ich gedacht und empfunden hatte, bei meinen früheren Vernehmungen ausgesagt. Ich hatte mit den Dingen nichts zu tun und wusste nichts anderes, als dass Hofacker gutgläubig die Befehle des Generals von Stülpnagel ausgeführt hatte. Wann soll ich übrigens von den Zusammenhängen, von denen Sie sprachen, Kenntnis erhalten haben?" Durch diese Gegenfrage wollte ich herausbekommen, ob ich der Teilnahme an den Vorbereitungen des Unternehmens verdächtigt würde. Dieser Versuch hatte Erfolg, der Kommissar antwortete: "Ich will nicht behaupten, dass Sie von dem Attentat etwas gewusst hätten, aber hinterher hat Ihnen Hofacker alles erzählt, und Sie haben ihn trotzdem gedeckt." Diese Erklärung erleichterte meine Stellung wesentlich, ich leugnete natürlich weiter, die Rolle Hofacker's gekannt zu haben.

Es wurde dann ein langes Protokoll aufgenommen, bei dem jeder Ausdruck genau abgewogen wurde, und ich jedes Wort im Hinblick auf das zu überlegen hatte, was in Paris bereits festgelegt war. Glücklicherweise hatte ich in den Wochen der Haft den Inhalt dieser Protokolle so oft in Gedanken rekapituliert, dass ich fast jedes Wort im Gedächtnis hatte. Als das Abendessen bei Röchling am Vorabend meiner Verhaftung zur Sprache kam, unterbrach mich der Kommissar und sagte barsch: "Geben Sie doch zu, dass Hofacker Ihnen spätestens an diesem Abend reinen Wein eingeschenkt hat, Sie kannten seine Rolle in der Verschwörung, er hat das selbst zugegeben." Dabei schlug er mit seinem Schriftstück auf den Tisch, das augenscheinlich ein Vernehmungsprotokoll Hofacker's war, und den Stempel "Geheime Reichssache" trug. Ich erwiderte ruhig: "Wenn Hofacker das gesagt hat, so kann es nur ein Missverständnis sein, das ich mir nicht erklären kann, an dessen Aufklärung ich selbst aber das grösste Interesse habe. Wenn Sie mir also die Aussage Hofacker's im einzelnen vorhalten wollen, werde ich die Dinge bestimmt richtigstellen können." Die überraschende Antwort lautete: "Ich bin nicht dazu da, Ihnen Informationen zu

geben", wodurch mir sofort klar wurde, dass er mich durch diese Vorhaltung hatte aufs Glatteis führen wollen. Ich war nun sicher, dass Hofacker nichts Belastendes über mich ausgesagt hatte und konnte meine Verteidigung darauf einrichten. Der Kommissar klappte offensichtlich indigniert seine Akten zu, befahl mir, ihm zu folgen, und ich hatte zunächst das Gefühl, ich sollte nun mit anderen Mitteln unter Druck gesetzt werden. Glücklicherweise war dieser Verdacht unbegründet, ich wurde meinem jovialen Begleiter übergeben, der mich ins Gefängnis zurück brachte. Auf dem Weg fuhren wir an dem zerstörten Hotel Esplanade vorbei, ich bemerkte zum Fahrer: "Da wohnte ich früher, wenn ich nach Berlin kam." Er erwiderte freundlich: "Das kommt auch mal wieder," was ich dankbar als gutes Omen aufnahm.

Am Nachmittag des nächsten Tages holte man mich erneut zur Vernehmung, und ich war erstaunt und erschüttert, als Leidensgenossen im Auto den Major von Salviati zu treffen, den ich in Paris, insbesondere im Salon unserer gemeinsamen Bekannten, der Prinzessin R., häufig gesehen hatte, als er noch persönlicher Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls von Rundstedt gewesen war. Salviati hatte oft und gern seiner Abneigung gegen Hitler und sein Regime durch höchst unvorsichtige Redensarten Luft gemacht, und ich hatte ihn deshalb früher mehrfach gewarnt. Mit den Ereignissen des 20. Juli hatte er nichts zu tun. Wir konnten im Auto und während des Wartens im Büro nur einige verstohlene Worte wechseln, dann wurden wir in verschiedene Zimmer zur Vernehmung geführt. Ich versuchte, zunächst die Stimmung des Kommissars dadurch zu sondieren, dass ich mich über den Vorwurf des Defaitismus beklagte, den er mir am Tage vorher gemacht hatte, und äusserte, wenn man sich den ganzen Krieg über unter den schwierigsten Verhältnissen im besetzten Gebiet für die deutschen Interessen eingesetzt habe, so sei ein derartiger Vorwurf doppelt verletzend. Der Kommissar wurde darauf etwas freundlicher, und die weitere Vernehmung wickelte sich in ruhigerem, nicht mehr so schneidendem Ton wie am ersten Tage ab. Mir wurde immer deutlicher, dass man wirklich schwer belastendes Material gegen mich nicht besass, sondern auf Vermutungen angewiesen war. Der gefährlichste Punkt blieb mein Verhalten kurz vor der Verhaftung, insbesondere die ausweichende Antwort, die ich Dr. Maulaz gegeben hatte. Ich hielt mich auch in Erklärung meiner vermeintlichen Motive genau an meine früheren Aussagen, konnte es aber gar nicht vermeiden, wenn ich einigermaßen glaubwürdig bleiben wollte, zuzugeben, dass rein gefühlsmässig und halbunterbewusst der Gedanke

mitgespielt habe, den Namen Hofacker's nicht nennen zu wollen, in dem unbestimmten Gefühl, ihm drohe vielleicht Gefahr. Als das Protokoll fertig war, liess mich der Kommissar zur Durchsicht desselben mit der Sekretärin allein, mit der ich etwas schwatzte, mich dankbar für einige freundliche Worte zeigte, und eine etwas sentimentale Unterhaltung über unverdientes Unglück in einer Form führte, die eine geeignete Begleitmusik zu dem sein sollte, was ich offiziell ausgesagt hatte. Dann wurde ich mit Salviati wieder ins Gefängnis gebracht. Im Ganzen war ich mit dem Verlauf der Vernehmung zufrieden, hatte auch den Eindruck, dass es mir gelungen war, auf den vernehmenden Kommissar einen glaubwürdigen und harmlosen Eindruck zu machen. Er hatte beim Abschied noch einige persönliche Worte mit mir gewechselt, mir erzählt, dass mein Vater auf seine Bitte die Erlaubnis erhalten habe, mir Pakete zu schicken, und sich auf meine Bitte bereit erklärt, die Erteilung der Lese- und Schreiberlaubnis zu befürworten.

Ich lebte nun in alter Monotonie weiter, brachte eine gewisse Ordnung und Methode in das tägliche Nichtstun, teilte den Inhalt der Pakete für die Fristen von drei bis vier Tagen sorgfältig ein und lebte von Tag zu Tag der Hoffnung auf die Leseerlaubnis. Es vergingen zehn Tage, da wurde ich eines Vormittags zur Sprecherlaubnis gerufen und stand in der Sprechzelle plötzlich meinem Vater gegenüber, in dessen Begleitung sich ein Beamter aus der Albrechtstrasse befand. Meine Freude war gross, ich konnte die neuesten Nachrichten von meiner Familie hören, erfuhr in Stichworten, was in der Welt vorging und bat um den Besuch eines Notars, der eine Generalvollmacht auf meine Frau aufnehmen sollte. Mein Vater erzählte, dass meine Frau zweimal in Berlin gewesen sei, aber keine Sprecherlaubnis erhalten hätte. Sie hätte nur ein Paket für mich abgeben können. Ueber meinen Fall konnten wir schon wegen der Ueberwachung nicht reden, ich konnte nur meinem Vater einige Gedichte zustecken, die als Ausdruck meiner Stimmung und Gedanken für die Familie vielleicht interessant waren.

Wieder verflossen einige Tage, fast jeden Morgen gab ich bei Zellenöffnung dem Wachhabenden einen Zettel - mit vom Posten geborgten Bleistift geschrieben -, in dem ich wegen der Leseerlaubnis drängte. Schliesslich an einem Samstag nachmittag, als der Betrieb in den Gängen bereits abflaute, und ich mit trüben Gedanken an ein endlos langweiliges Wochenende dachte, das mir bevorstand, wurde mir ausserhalb des Pakettturnus ein Köfferchen

herein gebracht, das neben anderen guten Dingen auch Bücher, darunter zwei Bände Ranke, Bleistifte und Papier enthielt. Dass man alles durchgelassen hatte, war Beweis für die Erteilung der Leseerlaubnis. Die Freude war unbeschreiblich, die Zuversicht wuchs wieder, umso mehr, als am gleichen Tage auch ein Stoss Briefe von Frau und Kindern eintraf, von denen einige schon wochenlang bei der Zensurstelle gelegen hatten.

Nun schien die schlimmste Gefahr für das geistige und seelische Durchhalten beseitigt. Mit Lesen und Schreiben liess sich eine Atmosphäre schaffen, in der dem gefährlichen Versinken in Lethargie und Stumpfsinn und dem Erschlaffen der für den weiteren Kampf um mein Leben unbedingt notwendigen geistigen Elastizität und Spannkraft erfolgreich vorgebeugt werden konnte. Ich stellte freilich schon bald fest, dass das Vorhandensein reichlicher und guter Lektüre die zu eigener Produktivität nötige Konzentration nachteilig beeinflusst. Seit Eintreffen der ersten Bücher wurde weder ein neues Gedicht geboren, noch machte das Auswendiglernen von Gedichten oder besser deren Rekapitulation aus den Bruchstücken, die aus den Tiefen der Erinnerung nach und nach zu Tage gefördert wurden, Fortschritte. Allmählich schlich sich jetzt auch der stillschweigend geduldete Brauch ein, den hereinkommenden und wieder hinausgehenden Paketen offene Zettelchen beizugeben, auf denen in Stichworten Wünsche, Grüsse und Fragen notiert wurden. Auf diese Weise erfuhr ich wenigstens das Wichtigste von Frau und Kindern, um die ich bangte, je näher die Front an Badenweiler heran rückte. Ausserdem sah ich aus der Handschrift, wer jeweils das Paket im Gefängnisbüro abgab und hatte verstärkt das Gefühl der persönlichen Nähe eines lieben Angehörigen.

Im Oktober 1944 erhielt mein Vater noch einmal Sprecherlaubnis; wir konnten uns über die Stellung eines Verteidigers unterhalten, auf seinen Rat stellte ich schriftlich den Antrag auf Beiordnung des Justizrats Schön als Pflichtverteidiger.

In der zweiten Oktoberhälfte gelang es meiner Schwester, die aufopferungsvoll nicht nur mit Paketen für mich sorgte, sondern die auch geschickt und energisch bei Behörden und Bekannten Erkundigungen einzog und für mich arbeitete, eine Sprecherlaubnis zu erhalten. Wir waren beide durch dieses Wiedersehen sehr bewegt. Sie deutete mir an, dass meine Akten der Reichsanwaltschaft vorlägen, und es wahrscheinlich zu einer Anklage vorm Volksgericht kommen würde. Das war mir sehr unheimlich, denn abgesehen von dem

sehr berechtigten grundsätzlichen Misstrauen gegen Herrn Freisler und sein Tribunal befürchtete ich schwere Gefahren durch etwaige Zeugenvernehmungen oder Gegenüberstellung mit Hofacker. Ich wusste, er würde mich nicht belasten, aber der Gedanke, mit ihm vor dem Gericht Komödie spielen oder ihm gar zur Rettung meines Lebens desavouieren zu müssen, war mir entsetzlich. Ich wusste aus der Art, wie die Dinge bis dahin gelaufen waren und auch aus meinem Reagieren auf gefährliche Situationen, dass ich gute Nerven hatte, aber ich bezweifelte, dass ich Hofacker würde gegenüber treten können, ohne ihm, dem Todgeweihten, ein Zeichen meiner Verbundenheit und Sympathie zu geben, das mich hätte verraten müssen.

Ich versuchte, trotz der gespitzten Ohren des die Unterhaltung überwachenden Postens meiner Schwester einen Wink zu geben, dass man alles versuchen müsse, um an einer Verhandlung vorbeizukommen. Sie war aber mit Recht skeptisch. Anscheinend hatte sie Informationen - sei es vom Sicherheitshauptamt, sei es von der Reichsanwaltschaft -, nach denen meine Lage nicht als völlig aussichtslos angesehen zu werden brauchte.

Einige Tage später erschien als Notar der Rechtsanwalt Brandi, Sozius meines Freundes Koch, nahm eine Generalvollmacht auf und konnte gleichfalls einige Grüße und Bestellungen an meine Angehörigen mitnehmen. Auch konnte ich ihn bitten, bei ihm bekannten Referenten der Reichsanwaltschaft wegen meiner Sache zu sondieren.

Am Abend dieses Tages, es war Ende Oktober, wurde mir der richterliche Haftbefehl zugestellt. Aus der Begründung ersah ich, dass als einziger Anklagepunkt meine unrichtige Antwort gegenüber dem SS-Sturmbannführer Maulaz aufgeführt war, die aber nicht nur als Begünstigung im Sinne der einschlägigen Bestimmungen des Strafgesetzbuches bezeichnet, sondern gleichzeitig, da die Straftat im besetzten Feindesland begangen war, als Feindbegünstigung und Teilnahme am Hochverrat, also als todeswürdiges Verbrechen qualifiziert wurde. Ich kann nicht leugnen, dass dieses Schriftstück mir starkes Unbehagen verursachte, und ich der Verhandlung nun mit sehr ernststen Gefühlen entgegenseh.

In dieser Zeit war ich in eine andere Zelle in den dritten Stock verlegt worden, und die Gewöhnung an die Hausordnung brachte es mit sich, dass man dort gelegentlich beim Öffnen der Zellentüren Kontakt mit den Nachbarn rechts und links gewinnen konnte. Ich lernte in dem

Zellennachbar zur Linken den Assessor Perels, Rechtsbeistand der Bekenntenden Kirche, kennen, der augenscheinlich durch starke Misshandlungen körperlich und seelisch schwer mitgenommen war. Ich konnte ihm gelegentlich ein aufmunterndes Wort zuwerfen und habe ihn später oft kurz sprechen können. Er ist dann noch Ende Januar 1945 von Freisler zum Tode verurteilt worden und wurde kurz vor der Besetzung Berlins durch die Russen von einem Exekutionskommando der Gestapo umgebracht.

Anfang November erlebte ich die grosse Freude, dass meine Frau, die von Badenweiler nach Berlin gekommen war, um für mich zu arbeiten, eine Sprecherlaubnis erhalten hatte. Dem, was ich in dieser Viertelstunde empfand, kann ich hier keinen Ausdruck geben. Ueberwiegend blieb das Gefühl der Dankbarkeit und Beruhigung und die absolute Gewissheit, dass alles geschehen würde, was in Menschenkräften lag, um meinen Fall zu einem guten Ende zu führen. Meine Frau erzählte mir auch, dass wegen der Beiordnung eines Pflichtverteidigers noch nichts Endgültiges beschlossen sei; die Frage, ob Justizrat Schön die Zulassung erhalten würde, sei zweifelhaft, man müsse sich unter Umständen an einen anderen Anwalt wenden.

Ich hatte mich inzwischen entschlossen, auch ohne anwaltlichen Rat gegen den Haftbefehl eine formelle Haftbeschwerde einzureichen und hatte dieses Schriftstück auch nach mehrtägiger Ueberlegung herausgehen lassen. Ich war mir völlig klar darüber, dass diese Beschwerde sachlich bestimmt keinen Erfolg haben würde, hielt es aber aus psychologischen Gründen für zweckmässig - gewissermassen als Zeichen dafür, wie unschuldig ich mich fühlte, und wie naiv ich an das Funktionieren der normalen Rechtsbehelfe glaubte, - dieses Rechtsmittel einzulegen. Demgegenüber trat die Sorge, dass ich mir durch einen solchen Schritt unter Umständen den "favor judicialis" verschmerzen könnte, zurück. Anscheinend hat diese Eingabe auch den gewünschten Eindruck gemacht, obwohl sie später durch Senatsbeschluss in aller Form verworfen wurde. In der Begründung meiner Beschwerde betonte ich, dass mein Verhalten vor der Verhaftung lediglich der Ausdruck der Ueberraschung und Verwirrung gewesen sei, und man in diesem Augenblick von einem überlegten Handeln überhaupt nicht hätte reden können. Ich wies ferner darauf hin, dass die Tatbestandsmerkmale der Feindbegünstigung auf diesen Fall unmöglich anwendbar seien.

So lange meine Frau in Berlin war, erreichte sie es, dass die Pakete häufiger abgegeben werden konnten als früher, fast jeden

Tag erschien sie im Gefängnis, und der Austausch von Zetteln, wenn auch auf ihnen nicht viel geschrieben werden konnte, wirkte aufmunternd und belebend. Den Tag verbrachte ich meist mit Lesen; ich habe fast den ganzen Ranke durchgearbeitet, ferner viel von Dickens und Jakob Burkhardt gelesen, auch französische Lektüre erhielt ich, unter anderem eine französische Grammatik, an Hand deren ich mit grossem Eifer meine Sprachkenntnisse auffrischte.

Mitte November sah ich eines Nachmittags aus dem Fenster und stellte fest, dass auch Zivilgefangene auf dem Hof zum Spazierengehen erschienen. An den Ecken des Hofes stellten sich die Posten mit Karabiner auf, in der Mitte stand der aufsichtsführende SS-Chargierte und der Kalfaktor Hans, ein Siebenbürger, der sich des besonderen Vertrauens der Gefängnisleitung erfreute und fast als Aufsichtsperson angesehen wurde, um ihn herum kreiste die Schar der Gefangenen im Gänsemarsch mit je fünf Meter Abstand. Ich bemerkte Röchling, den ich seit der Einlieferung nicht mehr gesehen hatte, auch andere Bekannte tauchten auf, und ich benutzte die nächste Gelegenheit zu der Bitte, gleichfalls am Spaziergang teilnehmen zu dürfen. Dies geschah auch einige Tage später und wurde dann eine regelmässige Einrichtung, die zwei- bis dreimal in der Woche stattfand. Auf diesem Spaziergang konnte ich nun endlich auch mit Bekannten in lose Verbindung treten. Ich sah zu meiner grössten Ueberraschung Herrn Rösler, Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, der auf demselben Korridor untergebracht war wie ich, ferner meinen Freund Dr. Friedrich Ernst, Herrn Schniewind und Herrn Sperl, und erst jetzt wurde mir klar, wie viele meiner näheren Bekannten - sei es zu Recht oder Unrecht - mit dem Unternehmen des 20. Juli in Verbindung gebracht worden waren. Obwohl grundsätzlich auch hier jedes Sprechen verboten war, liess sich sowohl beim Hinausgehen auf der Treppe wie am Eingang beim Hineingehen ins Gefängnis stets ein Augenblick zu kurzem Austausch von Grüssen und Ansichten finden. Auch während des Spazierganges konnte man im Laufschrift seinen Vordermann überholen und ihm im Vorbeigehen einige Worte zurufen. Dabei sah ich auch meinen Regimentskameraden Palombini, mit dem ich jahrelang keine Verbindung mehr gehabt hatte. Er erfreute sich anscheinend guter Beziehungen zur Gefängnisleitung, auf Grund deren er, wie sich später ergab, häufig und nachdrücklich helfend eingreifen konnte.

Diese Spaziergänge wurden weidlich ausgenutzt, um Verbindung zu Kameraden zu bekommen, und über ihre Aussichten und ihr

25-225/2-53

Schicksal etwas zu hören. Dies führte allmählich auch dazu, dass die strenge Disziplin des Gefängnisses lockerer wurde; seitdem ich zugleich mit den Büchern auch Zigaretten erhalten konnte, bot sich manche Gelegenheit, über Kalfaktoren und Posten kleine Gefälligkeiten zu bekommen, freilich immer mit grosser Vorsicht und in engen Grenzen. Es kam öfter vor, dass ein Posten abends die Tür aufschloss, um eine kleine Unterhaltung zu führen, auch der Oberscharführer Schneider, der unseren Transport von Paris nach Berlin geleitet hatte, meldete sich im Gefängnis als Wachhabender, und ich habe manchen Abend eine Viertelstunde mit ihm geschwätzt. Er war ein harmloser und relativ gutmütiger Mann, der zur SS eingezogen war und seinen Dienst ohne Passion versah. Ich konnte von ihm einiges über Röchling und andere Mitgefangene, insbesondere solche, die vor den Volksgerichtshof kamen, erfahren. Eines Tages erschien auch Palombini in blauer Schürze mit einem Besen als Kalfaktor und benutzte jede Gelegenheit, das heisst, wenn ein freundlicher Posten Dienst hatte, um an meiner Zellentür Halt zu machen. Er vermittelte mir die Bekanntschaft des Hausvaters, eines alten Gefängnisbeamten, ehemaligen Wachtmeister der Gardedragoner, der gut angeschriebenen Gefangenen gegen drei Zigaretten ein Bad zur Verfügung stellte. Der Baderaum enthielt zwei Wannen, man wurde dort mit einem Kameraden eingeschlossen und hatte die Möglichkeit, sich ausgiebig unbeobachtet zu unterhalten. Davon habe ich mit Palombini oft und gern Gebrauch gemacht. Der verwegene Versuch jedoch, eine Badegemeinschaft mit dem in einem anderen Flügel des Gefängnisses sitzenden Röchling zustande zu bringen, damit wir uns vor dem Termin hätten verständigen können, gelang leider nicht. Immerhin konnte Palombini mit Geschick einen mehrfachen Kassiberaustausch zwischen Röchling und mir zustande bringen, der entscheidende Bedeutung für unsere Aussagen in der Verhandlung hatte.

Sehr unangenehm wurden gegen den Winter hin die immer häufigeren Alarme und Luftangriffe. Das Gefängnis lag unmittelbar an der Stadtbahn, war also gefährdet und hatte vor meiner Zeit schon einige Treffer abbekommen. Bei Alarm - soweit er abends oder nachts stattfand - ging das Licht aus, man musste die Verdunklungsvorhänge hochziehen, blieb aber eingeschlossen in der Zelle. Da hatte man reichlich Gelegenheit, am Fenster den ganzen Ablauf eines Luftangriffs mit Christbäumen, Scheinwerfern, Flakfeuer und schliesslich den roten Feuerschein brennender Stadtteile zu beobachten. Häufig genug fielen die Bomben so nahe, dass die dicken Gefängniswände in lebhaftes Vibrieren gerieten und die Scheiben in die Zelle

fielen, aber wir blieben behütet. Auch daran gewöhnt man sich, und ich versuchte, das Beste daraus zu machen. Es war ein Labsal, einmal im Dunkeln, ohne durch die ständig brennende Lampe irritiert zu werden, liegen zu können; ich legte mich also bei Alarm meistens angekleidet aufs Bett und genoss die entspannende Wirkung der Dunkelheit und das Unbeobachtetsein.

Gegen Ende November wurde die Lage im elsässischen Raum so bedrohlich, dass meine Frau nach Badenweiler zurückfahren musste. Sie erhielt noch einmal Sprecherlaubnis, und wir nahmen Abschied in dem Gefühl, dass unter Umständen eine Evakuierung Badenweilers bevorstände, die uns völlig heimatlos machen, und uns um den Rest unserer geretteten Habe bringen würde. Inzwischen war mir nämlich mit grosser Verspätung ein Brief Dr. Holle's zugegangen, der mir berichtete, dass am 30. September 1944 mein Haus in Brodeney zerstört sei. Diese traurige Nachricht hatte mich nicht so erschüttert, wie es in normaler Lage zu erwarten gewesen wäre, denn die Sorge um mein persönliches Schicksal und das meiner Familie in dem kriegsgefährdeten Gebiet überwog alle anderen Gedanken so weit, dass kein Raum mehr blieb, um sich dem Kummer über materielle Verluste hinzugeben. Mein Frau und ich nahmen am 21. November Abschied, ich musste die Entscheidung über die weiteren Massnahmen in ihre Hände legen, wir waren aber darüber einig, dass man so lange als möglich am Platze bleiben sollte, um nicht mit den Kindern in ein unabsehbares Flüchtlingselend hineingerissen zu werden. Wir rechneten damit, dass im Laufe des Dezember mein Termin vor dem Volksgerichtshof anstehen, also über mein Schicksal zu Weihnachten entschieden sein würde. Bei allem Mut und aller Zuversicht, die meine Frau mir zeigte, um meine eigene Stimmung nicht absinken zu lassen, bei aller Energie, mit der sie bei dem Sicherheitshauptamt und der Reichsanwaltschaft interveniert hatte, erkannte ich doch die grenzenlose Sorge, die sie sich um mein Schicksal machte und merkte, dass sie die drohenden Gefahren durchaus zutreffend beurteilte. Hatte ich ihr doch in einem unbewachten Augenblick zuflüstern können, dass ich mit Hofacker gemeinsam die Vorbereitungen des Umsturzes in Paris getroffen hätte, und dass daher alles daran gesetzt werden müsse, eine gerichtliche Verhandlung und eine Gegenüberstellung mit Hofacker zu vermeiden. Es gelang ihr, mir noch ein Glasröllchen Pervitin zur Stärkung für den Verhandlungstag und etwas Geld zuzustecken, dann nahmen wir Abschied in dem Bewusstsein, dass die Aussichten auf ein Wiedersehen recht ungewiss seien.

Zu Anfang Dezember suchte mich dann mein Pflichtverteidiger, Justizrat Schön, auf, der mir nach anfänglicher Ablehnung durch den Gerichtshof schliesslich doch beigeordnet war.

Das erste Mal konnte ich nun ohne Aufsicht eines Postens mit einem Menschen reden. Justizrat Schön war ein ruhiger, etwas barscher Mann. Ich war entschlossen, ihm nur so viel von meiner Belastung zu sagen, als aus den Akten ersichtlich war und auch ihm gegenüber den Anschein zu erwecken, als sei ich lediglich durch Torheit und Unvorsichtigkeit in das Verfahren verwickelt worden. Ich stellte ihm also die Dinge im wesentlichen so dar, wie ich es bei meinen Vernehmungen getan hatte und leugnete jede Beteiligung an dem Unternehmen ab. Vielleicht gab ich sogar, um sein Interesse zu wecken, zunächst eine optimistischere Darstellung als der Akteninhalt rechtfertigte. Jedenfalls zeigte sich Justizrat Schön zuversichtlich und meinte, wenn die Dinge so lägen, wie ich sie schilderte, so beständen durchaus Chancen, das Verfahren zu einem günstigen Ende zu führen. Augenscheinlich hatte dieser Rechtsanwalt bisher zwar schon vor dem Volksgerichtshof verteidigt, aber noch keinen an den Ereignissen des 20. Juli Beteiligten zum Klienten gehabt. Er äusserte, dass Angeklagte unserer Art regelmässig schwieriger zu verteidigen seien als Kommunisten, weil sie viel leichter zum Reden zu bringen seien und dann häufig - meist ohne es zu wollen - auch andere belasteten und in ihren eigenen Fall hineinzögen. Über den Zeitpunkt des Termins konnte Justizrat Schön noch nichts sagen. Er verabschiedete sich von mir mit dem Versprechen, die Akten einzusehen und mich dann wieder zu besuchen.

Weihnachten näherte sich, ohne dass sich meine Lage veränderte, von einem bevorstehenden Termin war nicht die Rede. In der Gefängnisdisziplin konnte ich mit Genugtuung weitere, wenn auch unwesentliche Lockerungen feststellen. Es kam vor, dass einzelnen bevorzugten Gefangenen Gelegenheit gegeben wurde, ihre Angehörigen auch ausserhalb der behördlich bewilligten Sprecherlaubnis zu sehen. Das Sprechverbot wurde, von Ausnahmen abgesehen, beim Spaziergang nicht mehr so streng beobachtet wie früher, und die Kalfaktoren, insbesondere mein Freund Theo, liessen sich öfter einmal zu einem kurzen Schwatz in der Zelle bereitfinden. Dabei erfuhr ich, dass Herr Rösler von der Deutschen Bank vom Volksgerichtshof freigesprochen war und konnte ihn anschliessend auf dem Spaziergang beglückwünschen. Seine Freilassung erfolgte allerdings erst vierzehn Tage später, gegen Mitte Dezember. Man hörte auch noch von anderen Freisprüchen, aber selten einmal von einer

Freilassung. Im Gegenteil verbreitete sich das Gerücht, dass grundsätzlich jeder vom Volksgerichtshof Freigesprochene von der Gestapo erneut vereinnahmt und unter Umständen ins Lager gebracht werden sollte.

Die Haltung der Gefängnisdirektion gegenüber den Gefangenen liess gleichfalls mehr Verständnis und Menschlichkeit als bisher erkennen. Leiter des dem Sicherheitshauptamt unmittelbar unterstellten Gefängnisses war der Untersturmführer Knuth, ein rauher, aber im Grunde nicht schlechter Mann, seine Kollegen Vatteroth und Gutsch hatten gleichfalls keine Ader von Schikanören. Sie legten ihre Vorschriften nach und nach weitherziger aus, als es anscheinend den Intentionen der Albrechtstrasse entsprach und liessen stillschweigend den Zettelverkehr bei Abgabe der Gefangenepakete auf ein erstaunliches Mass anschwellen. Allerdings wurde dann für einige Zeit jede Art von schriftlichen Mitteilungen in den Paketen verboten, jedoch dauerte dieser Zustand nur etwa vierzehn Tage, dann hatte sich der alte Brauch wieder eingeschlichen. Die Atmosphäre, die von den Hunderten von anständigen Menschen, die im Gefängnis untergebracht waren, ausging, aber auch von ihren Angehörigen, die zum Besuch oder mit Paketen erschienen, und von denen gerade die Frauen meist eine bewundernswerte Haltung zeigten, liess auch die Bewachungsmannschaft nicht unbeeindruckt.

Kurz vor Weihnachten erschien Justizrat Schön noch einmal. Er hatte die Akten durchgesehen und bereits den Entwurf der Anklageschrift in Händen gehabt. Seine Haltung war völlig verändert. Er machte mir Vorwürfe darüber, dass ich mich bei der Vernehmung belastet hätte, als ich zugab, meine ausweichenden Antworten dem SS-Offizier gegenüber in dem unbestimmten Gefühl gemacht zu haben, dass Hofacker gefährdet sei. Er erklärte, nachdem ich mich selber so hineingelegt hätte, werde es schwer sein, das Verfahren zu einem erträglichen Abschluss zu bringen, und deutete dabei ziemlich deutlich an, dass er die Dinge recht ernst ansähe. Er meinte schliesslich, er wolle nur hoffen, dass ich nicht Freisler zum Vorsitzenden bekäme, sondern Stier, der Ironie Freisler's sei ich nicht gewachsen. Ich musste diese gutgemeinten Vorwürfe, die vor allem eine deutliche Kritik an meiner Intelligenz und Geistesgegenwart enthielten, ohne Widerspruch über mich ergehen lassen. Ich konnte ja auch meinem Verteidiger nicht anvertrauen, warum ich es auf mich genommen hatte, gewisse Dinge wenigstens zur Hälfte zuzugeben, um damit gefährlichere zu verschweigen und die vernehmenden Personen abzulenken. Ich hatte von Anfang an meine Verteidigung darauf abgestellt, als relativ harmloses Opfer einer Verkettung von

unglücklichen Umständen zu erscheinen und dazu gehörte auch, dass man sich harmlos zu Dingen äusserte, die unter Umständen bedenklich ausgelegt werden konnten. Ich musste mich also damit abfinden, dass mein Anwalt keine hohe Meinung von meinen geistigen Fähigkeiten mit sich nahm. Natürlich hatte mich trotzdem seine flaue Haltung recht deprimiert, er kannte ja schliesslich besser als ich die Praxis des Volksgerichtshofes, und wenn er selbst kein grosses Vertrauen in meine Sache hatte, so bestand für mich kein Anlass, zuversichtlicher zu sein.

Diese Unterhaltung warf also einen gewissen Schatten auf das bevorstehende Weihnachtsfest. Für dieses hatte Palombini alle möglichen Vorbereitungen getroffen, die auch die Mitglieder des Gefängnisbüros einschlossen. Diese waren durch Frau von Palombini mit allerhand guten Dingen versorgt worden und sollten nun dazu gebracht werden, die Erlaubnis zu geben, dass einzelne Gefangene in den Zellen ihrer Kameraden zusammen das Fest begehen könnten. Leider brachte Herr Knuth den Mut zu einer solchen Entscheidung nicht auf; man blieb also isoliert.

Am 22. Dezember hatte mir meine Schwester einen Zettel geschickt, dass ich am 24. Dezember auf Besuch zu rechnen hätte, und darauf war ich begreiflicherweise sehr gespannt. Als der Vormittag verstrichen war, glaubte ich schon, resignieren zu müssen, jedoch gegen 13.30 Uhr wurde ich zur Sprecherlaubnis heruntergeholt, konnte auf dem Gang kurz meinen Vater begrüßen und traf dann in der Sprechzelle mit meiner Mutter zusammen. Dieses Wiedersehen bewegte uns natürlich beide sehr, ohne dass wir uns viel merken liessen. Die Atmosphäre war ja auch nicht dazu angetan, eine weihnachtliche Stimmung aufkommen zu lassen. Wir konnten uns aber über die wichtigsten Fragen kurz verständigen, und auch die zahlreich mitgebrachten Weihnachtsgaben, darunter eine Feldflasche voll Wein, einige Kerzen, ein grosser Tannenzweig, den ich an der Wand der Zelle befestigen konnte, und Lebensmittel der verschiedensten Art wurden von Herrn Knuth grosszügig unbeanstandet durchgelassen. So verlief der Weihnachtsabend ruhig und stimmungsvoll und wurde noch durch einen Hasenbraten verschönt, den mir Palombini am Abend herauf brachte.

Die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr verliefen ruhig, ein Zettel meiner Schwester verriet mir, dass meine Frau wieder im Anzuge sei. Am 2. Januar hatte sie eine neue Sprecherlaubnis erwirkt, und zwar gemeinsam mit meiner Schwester. Wir konnten uns wiedersehen, und meine Frau berichtete aus Badenweiler, wo die Verhältnisse trotz des Heranrückens der Front noch

immer relativ friedlich waren. Die Gefahr der Evakuierung hing wie ein Damoklesschwert über der Familie, doch hoffte man noch immer, sie vermeiden zu können. Während meine Schwester geschickt den bewachenden Posten ablenkte, konnte mir meine Frau noch einige kurze Winke und Informationen für meinen Fall geben.

Der Verhandlungstermin stand noch nicht fest, aber den Vorstellungen meiner Frau und meiner Schwester war es, wie sie berichteten, gelungen, den Pessimismus des Verteidigers zu überwinden, und ihm einen neuen Gesichtspunkt an die Hand zu geben, der bessere Aussichten für die Verteidigung gewährte. Am 5. Januar erschien dann Justizrat Schön noch einmal und zeigte in der Tat eine etwas grössere Zuversicht. Er hatte inzwischen die Anklageschrift in Händen, händigte sie mir aber in meinem eigenen Interesse nicht aus, weil die Vorschrift bestand, dass die Gefangenen nach Erhalt der Anklageschrift gefesselt würden, was er mir ersparen wollte. Wir sprachen den Tatbestand noch einmal in allen Einzelheiten durch, und er schloss die Unterhaltung mit den Worten, er sei nun gewillt, "aufs Ganze zu gehen". Auf meine Frage, was er darunter verstünde, meinte er, er habe die Absicht, auf Freisprechung zu plädieren, wobei er allerdings durchblicken liess, dass die Chancen noch immer recht zweifelhaft seien. Als voraussichtlichen Verhandlungstag nannte er den 11. Januar, nachträglich wurde der Termin auf den 12. Januar verschoben. Am 10. Januar konnte meine Frau mich noch einmal sehen, die Spannung war bei uns allen aufs Äusserste gestiegen; es kam jetzt darauf an, die Nerven zu behalten.

Am 11. Januar nachmittags schliesslich wurde mir die Anklageschrift zugestellt, nachdem mir einige Tage vorher gegen Quittung ein Schreiben vom Büro des Stellvertreters des Führers mit der Unterschrift Bormann ausgehändigt war, laut welchem ich "wegen Verrats an Führer und Volk aus der Partei ausgestossen" sei. Ich hatte dieses Schreiben ohne grosse Aufregung entgegengenommen, wenn mir auch klar war, dass es ein hässliches Indiz für die Beurteilung meiner Situation darstellte. Ueberraschenderweise wurde ich nicht gefesselt, was ich als günstiges Omen deutete. Den Abend verbrachte ich damit, die Anklageschrift ausführlich durchzuarbeiten. Sie richtete sich nicht nur gegen Röchling und mich, sondern auch gegen zwei andere Angeklagte namens Frank und Fischer, die ich beide nicht kannte. Diese waren angeklagt, in Besprechungen mit Gerdeler theoretisch die Möglichkeiten erörtert zu haben, die sich bei einem Sturz des Dritten Reiches für die Neuerrichtung eines staatlichen Organismus ergaben, und sich Gerdeler zur Uebernahme von Aemtern für diesen Fall zur Verfügung

gestellt zu haben. Justizrat Schön hatte das Schicksal dieser Angeklagten als besiegelt im Sinne eines Todesurteils bezeichnet.

Nach Durchsicht der Anklageschrift sah ich meine Lage nicht als hoffnungslos an. Die Formulierung war zwar ausserordentlich scharf, der tatsächliche Unterbau aber, was mich anbetraf, recht fragwürdig. Es wurde zwar ausgeführt, dass am Vorabend meiner Verhaftung bei dem Abendessen bei Röchling deutlich zur Sprache gekommen sei, dass Hofacker einer der massgebenden Beteiligten an den Umsturzplänen gewesen sei, doch vermisste ich eine klare Beweisführung für diese Unterstellung. Die Anklagebehörde hatte sich damit begnügt zu behaupten, es sei über diese Dinge gesprochen worden. Aus den vorher mit Röchling durch Palombini's Vermittlung gewechselten Zetteln wusste ich aber, dass Röchling derartige Aussagen nicht gemacht haben konnte, und bei Hofacker war ich gewiss, dass er geschwiegen hatte. Ganz sichere Auskunft über dessen Schicksal hatte ich noch immer nicht, doch war nach allem, was meine Frau und Justizrat Schön gesagt hatten, wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass er nicht mehr unter den Lebenden weilte. Sehr viel später erfuhr ich, dass man ihn am 20. Dezember gerichtet hatte.

Die Nacht vor dem Termin schlief ich Überraschend gut und fühlte mich, als ich morgens geweckt wurde, frisch und tatenlustig. Ich las nach dem Wecken, wie jeden Morgen, in meinem griechisch-deutschen Neuen Testament und stiess, als ich es aufschlug, auf die Stelle in der Apostelgeschichte, in der der Apostel Paulus dem römischen Proconsul Festus gegenübergestellt wurde. Festus äusserte sich darüber mit den Worten: "Dieser Mann hat nichts getan, was der Fesseln oder der Banden schuldig war, er hätte können freigelassen werden, wenn er sich nicht auf den Kaiser berufen hätte." Es ist verständlich, dass mir dieses Wort eine starke Zuversicht einflösste. Der Kalfaktor Gustav erschien dann mit dem Rasierzeug, ich wurde fein gemacht und erhielt auch Schlips, Schnürsenkel und Hosenträger, Requisiten, auf die man während der Haft hatte verzichten müssen.

Ich werde die Antwort nie vergessen, die mir Gustav an diesem Morgen auf meine Frage gab, wie wohl nach seiner Ansicht dieser Tag vorübergehen würde. Er meinte mit dem geistlichen Hochmut, den Sektierer häufig zeigen, der aber bei ihm durch das Wohlwollen eines gutherzigen Menschen gemildert war, "wenn Sie wegen einer Sache angeklagt wären, die ausschliesslich das Reich Gottes beträfe, dann würden Sie in keiner Weise ängstlich sein, sondern die feste

Ueberzeugung haben, dass alles gut ausgeht. Sie haben sich aber in die Dinge dieser Welt gemischt und müssen nun sehen, wie Sie fertig werden." Mehr liess sich in der Tat zu meinem Fall nicht sagen.

Ich wurde dann gegen 8.15 Uhr in den Gefängnisflur heruntergeführt, traf dort zum ersten Male seit der Einlieferung in das Gefängnis mit Röchling zusammen und erwartete mit ihm die Abholung zum Termin. Plötzlich tat sich die Tür des gegenüberliegenden Büros auf, ich wurde hereingerufen und sah auf dem Tisch ein nahrhaftes Stilleben mit einer Thermosflasche und allerhand Lebensmitteln, wie Brötchen, Wurst, Pfefferkuchen aufgestellt. Herr Knuth meinte wohlwollend, die Verhandlung würde wahrscheinlich lange dauern, ich solle mich also gut verproviantieren und mir die Taschen mit so viel Broten und Pfefferkuchen stecken, als es irgend ginge, damit ich bei Kräften bliebe. Ausserdem sollte ich von dem Kaffee in der Thermosflasche so viel trinken, als zur Aufmunterung dienlich sei. Ich folgte natürlich gern diesem Rat, umso mehr, als mir klar war, dass meine Frau mir am Morgen diese guten Sachen gebracht haben musste. Als ich mich gestärkt hatte, fragte ich: "Ist etwa meine Frau noch da?", worauf Herr Knuth geheimnisvoll auf die Schaltertür des Büros hinwies. Ich bat ihn, sie einen Augenblick zu öffnen, damit ich wenigstens meine Frau sehen könnte. Er gab nach kurzem Zögern dieser Bitte statt, und meine Frau und ich konnten uns stumm die Hand drücken. Dieses Wiedersehen in Verbindung mit den übrigen günstigen Vorzeichen gab diesem entscheidungsvollen Tag sein Gesicht.

Ich verliess das Büro dankbar und guten Mutes und liess mich dann sehr gleichmütig fesseln und in dem engen Häftlingswagen nach der Bellevuestrasse fahren, wo das Volksgericht tagte. Am Hauseingang war ein grosses Polizeiaufgebot, das die Neugierigen abdrängte, zwischen je zwei Polizisten stiegen wir die Treppe hinauf, am Eingang des Verhandlungssaales nahm man uns die Fesseln ab. Der Raum war mittelgross, mit Stuhlreihen versehen, die von einigen Zuhörern, hauptsächlich Behördenvertretern oder "Hoheitsträgern" der Partei besetzt waren, die vorderste Reihe blieb für die Angeklagten, die jeweils zwischen zwei Polizisten dem Gericht gegenüber placiert wurden. Die Oeffentlichkeit war ausgeschlossen, nur einige Bevorzugte, unter denen ich meinen Bekannten, Rechtsanwalt Eugen Langen, entdeckte, hatten mit Spezialerlaubnis Zutritt. Ich konnte mich noch kurz mit meinem Verteidiger unterhalten, der mir seinen Verteidigungsplan auseinandersetzte. Ich fragte ihn, wie er

nach den Ergebnissen der vergangenen Verhandlungstage und nach seiner Kenntnis der Atmosphäre die Lage beurteile und erhielt die bezeichnende Antwort: "Das ist wie ein Würfelspiel, das schwankt zwischen Todesurteil und Freispruch." Damit konnte man natürlich nicht viel anfangen.

Pünktlich um 9 Uhr erschien der Gerichtshof, von den Anwesenden mit Ausnahme der Angeklagten, die dieser "Ehre" nicht würdig waren, mit dem deutschen Gruss empfangen. Vorsitzender war Freisler, dessen Person und Wirken zu bekannt sind, als dass sie noch einer besonderen Charakterisierung bedürften. Er war ein grosser, schlanker Mann um die Fünfzig, mit scharf geschnittenem Gesicht, gelichteter Stirn und unruhig flackernden Augen. In seiner roten Robe wirkte er stattlich, aber der Gesamteindruck war unheimlich. Es haftete ihm etwas Komödiantenhaftes, dabei unendlich Eitles, an; jede Bewegung und jede Aeusserung war erkennbar auf Wirkung auf das Publikum berechnet, man hätte ihn sich als Robespierre auf einer mittelmässigen Bühne denken können. Dabei erschien er gefährlich und völlig unberechenbar. Er konnte dem Angeklagten gegenüber unzählige Register ziehen, vom väterlich-freundlichen Zureden über Einschüchterung mit ironischen Einwürfen und Apostrophierungen, halb an das Publikum gerichtet, bis zum Anschreien mit gröblichen Injurien. Wer auf ihn hereinfiel, sich entweder einschüchtern und aus dem Konzept bringen, oder sich durch freundliches, scheinbar verständnisvolles Zureden bereitfinden liess, mehr zuzugeben, als gut war, war rettungslos verloren. Dabei war er hoch intelligent, reagierte ausserordentlich schnell, war gewandt in der Formulierung von Fragen, insbesondere Suggestivfragen und Einwürfen, und beherrschte den Akteninhalt souverän. Man musste sich also auf einen gefährlichen Kampf gefasst machen. Auf der anderen Seite hielt Freisler bei allem Blutdurst auf ein gewisses Dekorum insofern, als er den Tatsachen nicht offensichtlich Gewalt antat, also dem Ergebnis der Verhandlung, der Beweisaufnahme und dem persönlichen Eindruck, den der Angeklagte machte, einen gewissen Einfluss auf die Urteilsfällung einzuräumen geneigt war. Freilich liess sich seine Jurisprudenz fast mit seinen eigenen Worten, die in der Begründung des Urteils gegen meinen Mitangeklagten Frank fielen, dahin umschreiben, dass jedes Diskutieren der Möglichkeit eines Wegfalls des nationalsozialistischen Regimes oder der Mittel, mit denen im Fall einer Katastrophe die Basis für einen staatsrechtlichen Rohbau zur Rettung der letzten deutschen Substanz geschaffen werden könnte, todeswürdiger Hochverrat sei. "Es gibt begrifflich keine mögliche Nachfolgerin für eine nationalsozialistische Regierung, wenn sie unterginge, dann stürbe mit ihr auch das deutsche Volk."

Neben Freisler wirkten die übrigen Mitglieder des Gerichts völlig als Staffage. Sie bestanden aus einem richterlichen Beisitzer, der stumm der Verhandlung folgte, und drei Laien, augenscheinlich kleinen Wichtigtuern aus der Sphäre nationalsozialistischer Blockleiter. Auch sie mischten sich nicht in die Verhandlung ein und wirkten so unbedeutend und gleichgültig, dass mir nicht einmal mehr ihre Physiognomien rememberlich sind. Der Gerichtshof, Freisler in der Mitte, nahm an dem breiten Tisch mit Front zu dem Publikum Platz, an der Schmalseite des Tisches, mit dem Rücken zum Fenster, sass der Anklagevertreter, Landgerichtsdirektor Schulze, gleichfalls in roter Robe. Er machte den Eindruck eines kleinbürgerlichen Ehrgeizlings, beflissen, sich das Wohlwollen Freisler's und seiner nationalsozialistischen Vorgesetzten zu verdienen, in die Verhandlung griff er ebenfalls kaum ein. Seine Plädoyers waren matt und nichts-sagend, auch in der Diktion und der Art des Vortrags unbedeutend, eine Kette von Phrasen aus dem landläufigen nationalsozialistischen Sprachschatz, kein Funke rednerischen Niveaus oder juristischer Logik. Die Primadonna Freisler konnte offenbar nur unbedeutende Kreaturen um sich dulden.

Vor dem Richtertisch war, um eine grössere Distanz zwischen die Angeklagten und das Gericht zu legen, noch ein kleiner viereckiger Tisch aufgebaut, an den die Angeklagten einzeln herangerufen wurden. Die Verhandlung begann mit der Verlesung der Anklageschrift, dann erklärte der Vorsitzende, er werde das Verfahren gegen Frank und Fischer von dem gegen Röchling und mich abtrennen, da die Tatbestände völlig verschieden seien. Das war ein sachlich zweckmässiger Beschluss, der für Röchling und mich überdies den Vorteil hatte, dass wir dem ersten Teil der Verhandlung als unbeteiligte Zuhörer beiwohnen und uns auf die Verhandlungsmethoden und Freisler's "liebenswürdige" Eigenheiten einstellen konnten.

Die Vernehmung des Angeklagten Frank, eines Rechtsanwalts aus Mannheim, wirkte ausgesprochen entmutigend. Man musste vom ersten Augenblick der Vernehmung an den Eindruck gewinnen, dass sein Schicksal besiegelt sei. Ihm wurde vorgeworfen, im Jahre 1943 mehrfach mit Gördeler die politische und militärische Lage kritisch besprochen, Gördeler auch in Berlin im Hotel aufgesucht zu haben, wobei dieser ihn zur Mitarbeit an einer Organisation aufgefordert habe, die im Falle des bevorstehenden Zusammenbruchs der nationalsozialistischen Herrschaft die Führung in die Hand nehmen sollte, um ein völliges Chaos zu verhindern, - der sanguinische Gördeler hatte ja während des ganzen Krieges immer

wieder den Zeitpunkt der Katastrophe als kurzfristig bevorstehend prophezeit. Da Zeugen für diese Unterhaltungen weder genannt noch geladen waren, basierte die Anklage ausschliesslich auf den Aussagen Gördeler's und des Angeklagten. Frank hat sich dann wohl grundsätzlich zur Annahme eines Postens - welches blieb offen - bereit erklärt, ohne dass er nach der letzten Unterhaltung mit Gördeler im Herbst 1943 noch etwas von der Sache gehört hätte. Dass er von einem geplanten Attentat auch nur andeutungsweise Kenntnis besessen hätte, warf ihm nicht einmal die Anklage vor. Frank hatte augenscheinlich seine Verteidigung allzusehr nach formal juristischen Gesichtspunkten orientiert, wohl auch bei seinen Vernehmungen unter dem Druck der Vorhaltungen in seinen Aussagen geschwankt, - wahrscheinlich, weil er gutgläubig im Anfang allzuviel zugegeben hatte. Er wurde dafür von Freisler so schlecht behandelt als möglich und als minderwertig und unglaubwürdig hingestellt. Er kämpfte verzweifelt um sein Leben, wies darauf hin, dass es sich lediglich um hypothetische und theoretische Unterhaltungen gehandelt, dass er schliesslich nur deswegen Gördeler's Werben nachgegeben hätte, um ihn los zu werden und froh gewesen sei, dann weiter nichts davon zu hören. Es half alles nichts, man hatte das Gefühl, dass er nicht zu retten sei.

Sein Mitangeklagter Fischer, Ingenieur bei Bosch in Stuttgart, stand unter ähnlicher Anklage. Er hatte allerdings Gördeler nur einige Male beruflich gesprochen und behauptete, seine Bereitschaft zur Mitarbeit habe sich nur auf einen Posten in der Kriegswirtschaft bezogen, und er habe der pessimistischen Lagebeurteilung Gördeler's mehrfach energisch widersprochen. Er gab sich harmlos und völlig unpolitisch, missverstand - vielleicht absichtlich - die verfänglichen Zwischenfragen, schweifte ab, liess sich durch heftiges Anfahren nicht aus der Ruhe bringen, sodass das Endergebnis der Vernehmung recht mager blieb. Trotzdem musste jeder Zuhörer, insbesondere, wenn er juristisch vorgebildet war, den Eindruck haben, dass die beiden Angeklagten ungefähr gleich stark belastet waren.

Ich war daher überrascht, dass der Anklagevertreter in einem recht nichtssagenden Plädoyer für Frank die Todesstrafe, für Fischer Freisprechung forderte. Die Plädoyers der beiden Offizialverteidiger, insbesondere das für Frank, waren so schlecht und oberflächlich, wie man es sich selbst in einem Bagatellprozess nicht hätte gefallen lassen. Keine zusammenfassende Würdigung des Tatbestandes und der Aussagen, keine Auseinandersetzung mit den Anklagetatbeständen unter strafrechtlichen Gesichtspunkten, nicht einmal der Versuch, die

mageren Argumente der Anklage zu zerpfücken, lediglich einige allgemein und etwas sentimental gefärbte Redensarten. Auch Justizrat Schön äusserte sich nachher empört über die gleichgültige, oberflächliche und geradezu gewissenlose Art dieser "Verteidigung".

Die Angeklagten hatten das letzte Wort. Frank versuchte - freilich in begreiflicher Erregung und daher nicht sehr präzise und logisch -, das nachzuholen, was sein Verteidiger unterlassen hatte, er wurde sehr bald grob unterbrochen, und das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Die Entscheidung fiel nach den Anträgen der Reichsanwaltschaft, und die beiden Angeklagten, der zum Tode verurteilte Frank und der freigesprochene Fischer, wurden abgeführt.

Jetzt wurde eine Pause eingelegt, in dem überheizten Raum die Fenster geöffnet, das Gericht verliess den Saal, und Röchling und ich besprachen uns noch kurz mit den Verteidigern. Dann stärkte ich mich an den mitgebrachten Vorräten, nahm verstohlen eine Pervitin-Tablette, unterhielt mich mit dem Polizisten, der anscheinend Routinier in seinem traurigen Amt war und die Richter und ihre Gewohnheiten genau kannte. Meine harmlos vorgebrachte Bitte, mir eine Zigarette anstecken zu dürfen, lehnte er mit einigem Erstaunen über ein solches Verkennen des Ernstes der Situation ab.

Nach Schluss der Pause musste ich vortreten, rechts und links von mir, jederzeit bereit, mir in den Arm zu fallen, nahm ein Polizist Platz. Die Vernehmung begann mit den üblichen Fragen nach Personalien, Laufbahn, beruflicher und politischer Vergangenheit, wobei missfällig bemerkt wurde, dass ich 1933 bei der Auflösung des Stahlhelms nicht in die SA-Reserve übergetreten war. Die Verhandlung zur Sache verlief dann glatter, als ich es zu hoffen gewagt hatte.

Die Ereignisse, die für mich verhängnisvoll hätten werden können, insbesondere Hofacker's Besuche bei mir am 19. und 20. Juli früh, mein nächtlicher Aufenthalt in seinem Zimmer, und das gemeinsame Frühstück bei Röchling am 23. Juli, kamen nicht zur Sprache, sie waren also der Anklagebehörde offenbar nicht bekannt geworden. Ich wurde nur genau über mein Verhältnis zu Hofacker ausgefragt, und Freisler, der sich völlig an die Protokolle meiner früheren Vernehmungen hielt, gab sich anscheinend mit meinen allgemein gehaltenen Antworten zufrieden. Erst das, was zwischen dem 22. und 25. Juli, also nach dem Attentat, geschehen war, wurde in allen Einzelheiten erörtert, ohne dass etwas zu Tage gefördert wurde, was über meine früheren Aussagen hinausging. Da ich

mich bemühte, jede Frage schnell, kurz und ohne Umschweife oder weitläufige Erklärungen zu beantworten, gab ich Freisler kaum Gelegenheit, seine gefährlichen Methoden bei mir anzuwenden. Er war anscheinend zufrieden, dass alles so glatt ging, und so kamen wir auch um die erste gefährliche Klippe, die Unterhaltung bei Röchling am Abend des 24. Juli, gut herum. Ich kannte aus dem vorhergegangenen Kassiberwechsel Röchling's Aussage zu diesem Punkt und blieb bei meiner Darstellung in dem Sinne, dass aus unserer Unterhaltung nichts auf Hofacker's aktive Beteiligung an dem Unternehmen hätte schliessen lassen. Ich hatte in einer früheren Vernehmung ausgesagt, Hofacker habe das Bestreben gehabt, nach Stülpnagel's Ausscheiden sich beim Personalamt der Luftwaffe zu melden, wobei der Ausdruck gebraucht war, er werde sich dort vielleicht rechtfertigen müssen. Diese nicht sehr glückliche Formulierung hatte Verdacht erregt, und ich wurde gefragt, wie ich auf den Gedanken einer möglichen oder notwendigen Rechtfertigung gekommen sei, wenn ich keine Ahnung von Hofacker's Schuld gehabt hätte. Ich antwortete, mir sei es selbstverständlich gewesen, dass sich nach den Ereignissen in Paris jeder Offizier des Stabes des Militärbefehlshabers würde rechtfertigen müssen. Freisler verhielt einen Augenblick und sagte dann mit einer gewissen Feierlichkeit: "Das ist richtig; glaubten Sie, dass Hofacker sich hätte rechtfertigen können?" Ich erwiderte ruhig und scheinbar überzeugt: "Selbstverständlich, sonst wäre ich doch nicht mehr zu ihm gegangen." Mir war bei dieser Antwort nicht wohl, mich überfiel plötzlich die Befürchtung, Freisler hätte unter Umständen noch Material im Hintergrund, mit dem er mich bei einer solchen Antwort fangen wollte. Glücklicherweise war das nicht der Fall, und die Vernehmung ging dann auf die kurze Unterhaltung mit Maulaz über, die den Grund meiner Festnahme gebildet hatte. Ich gab sie aus dem Gedächtnis wortgetreu wieder. Freisler hielt mir den etwas abweichenden Wortlaut des einen Pariser Protokolls vor und verlangte Aufklärung eines scheinbaren Widerspruchs. Ich erwiderte: "Ich glaube trotzdem, dass meine heutige Darstellung richtig ist. Um die Abweichungen, die sachlich meines Erachtens unwesentlich sind, gegenüber dem Protokoll zu erklären, muss ich darauf hinweisen, wie dieses zustande gekommen ist." Freisler, der es notorisch nicht gern hatte, wenn in der Verhandlung die häufig sehr unkorrekten und gewaltsamen Vernehmungsmethoden der Gestapo zur Sprache kamen, und augenscheinlich annahm - ohne Grund übrigens -, ich wollte auf solche Passionen eingehen, lenkte von diesem Punkt ab und beendete nach einigen belanglosen Fragen die Vernehmung.

Als alles, was das Gericht als zur Sache gehörig erachtete, erörtert worden war, machte Freisler eine kurze Pause und fragte mich dann mit pathetischer Geste: "Angeklagter, nun noch eine Frage zur Person. Sind Sie Nationalsozialist?" Ich fühlte mich durch diese Gewissensfrage peinlich berührt, begriff aber, dass Freisler augenscheinlich von dem Schreiben der Parteikanzlei, durch das ich mit "Schimpf und Schande" aus der Partei ausgestossen war, keine Kenntnis besass. Ich blieb entschlossen, das Spiel bis zu Ende durchzuhalten, und mich nicht durch einen an diesem Ort unangebrachten Bekennermut an das Messer zu liefern. Andererseits wäre es mir selbst in dieser Lage unmöglich gewesen, ein überschwängliches Bekenntnis zu Hitler über die Lippen zu bringen. Ich erklärte also ausweichend: "In meiner Situation würde es mir nicht anstehen, ein Lippenbekenntnis zum Nationalsozialismus abzulegen, ich kann aber darauf hinweisen, dass ich sechs Kinder habe, wovon das älteste bereits Soldat ist, dass ich selbst Soldat war, und daraus möge das Gericht ersehen, wie sehr ich mich dem nationalsozialistischen Staat verbunden fühlen müsse." Diese Antwort genügte, ich konnte abtreten, und Röchling wurde vorgerufen.

Die Vernehmung Röchling's spielte sich im wesentlichen in gleichen Formen wie die meinige ab, nur behandelte ihn Freisler um einige Nuancen unfreundlicher als mich und warf ihm unter anderem vor, dass er in Paris ausländische Sender gehört habe, und nicht in der Auslandsorganisation der Partei tätig gewesen sei. In der Sache selbst hatte sich Röchling einige Blößen gegeben, vor allem dadurch, dass er eine Unterhaltung mit Hofacker am 21. Juli abends sehr ausführlich wiedergegeben hatte, in der Hofacker genaue Kenntnis der Zusammenhänge des Attentats gezeigt hatte. Insbesondere wurde Röchling vorgeworfen, dass er auf die erste Frage des Obersturmbannführers Maulaz, ob Hofacker bereits am 24. Juli abends abgereist sei, wie er sagte, in der Verwirrung mit "ja" geantwortet habe..

Inzwischen war es dunkel geworden, die Gefahr eines Alarms rückte heran, und man merkte dem Gericht deutlich das Bestreben an, schnell fertig zu werden. Das Licht im Gerichtssaal versagte, und es musste eine Azetylenlampe hereingebracht werden, die, auf den Richtertisch gestellt, nur dessen nähere Umgebung ausreichend beleuchtete. Die ganze Atmosphäre des Gerichts gewann dadurch etwas Gespenstisches, besonders Freisler selbst, der sich in dem fahlen Licht der Lampe gegen den dunklen Hintergrund seltsam abhob.

Der Anklagevertreter ergriff das Wort zu einem weder ausführlichen noch gründlichen Plädoyer und beantragte zu meiner grössten Ueberraschung bei mir Freisprechung mangels Beweises, bei Röchling wegen Feindbegünstigung unter Zubilligung mildernder Umstände sechs Jahre Zuchthaus. Der Verteidiger Röchling's hielt ein völlig nichtssagendes Plädoyer und gab sich nicht einmal die Mühe, die handgreiflichen juristischen Entlastungsgründe zu entwickeln, die bei normaler Rechtsanwendung zwangsläufig zur Freisprechung hätten führen müssen. Mein eigener Verteidiger, den der Antrag des Anklagevertreters gleichfalls überrascht hatte, wurde bereits nach den ersten Worten seiner Rede von Freisler unterbrochen - nicht unfreundlich - mit dem Hinweis, das Gericht würde diese Gesichtspunkte wohl nicht für erheblich halten. Wenn dies wider Erwarten doch der Fall sein sollte, würde es dem Justizrat noch Gelegenheit zur Äusserung geben. Ich hatte das Gefühl, dass jedes weitere Wort meiner Sache nur schaden könnte. Glücklicherweise empfand der Anwalt dies auch und setzte sich. Auf ein eigenes Schlusswort verzichtete ich unter diesen Umständen. Als sich das Gericht zur Beratung zurückzog, flüsterte mir der neben mir sitzende Polizeibeamte zu: "Passen Sie auf, das geht gut, im allgemeinen hält sich das Gericht an die Anträge des Staatsanwalts."

Die Beratung dauerte nicht lange, das Gericht wollte anscheinend wegen des Voralarms schnell zu Ende kommen. Das Urteil lautete für Röchling auf fünf Jahre Zuchthaus, bei mir auf Freisprechung mangels Beweises unter Aufhebung des Haftbefehls.

Damit fiel Röchling unter die Obhut der Justizbehörden, ich selbst wurde nicht etwa freigelassen, sondern mein weiteres Schicksal hing von der Entscheidung der Gestapo ab. Ich war also wieder statt eines Untersuchungsgefangenen Häftling des Sicherheitshauptamtes.

Nach Rückfahrt ins Gefängnis wurde ich dort von Palombini und einigen anderen Bekannten ausgefragt und beglückwünscht. Ich selbst war so völlig abgespannt und erledigt, dass ich mich eigentlich nur im Gedanken an meine Frage über das Ergebnis freute, die mit meiner Schwester gemeinsam in der Wohnung von Justizrat Schön das Ende des Termins abgewartet hatte und telephonisch von ihm verständigt war.

Das Leben im Gefängnis nahm unverändert seinen Fortgang. Ich hatte zunächst Hoffnung, dass es den Bemühungen der Meinigen gelingen würde, mich frei zu bekommen, da ich anscheinend der Gestapo nicht übermässig verdächtig

war, doch wusste ich aus dem Fall Rösler, dass mindestens zwei bis drei Wochen bis zur Freilassung verstreichen würden. Inzwischen wandte sich die militärische Lage durch die Offensive der Russen radikal zum Schlechten, man musste bereits in der zweiten Hälfte des Januar damit rechnen, dass die russische Armee sehr schnell vor Berlin sein würde.

Meine Frau wurde damit zwangsläufig vor die Entscheidung gestellt, nach Badenweiler zurückzukehren, um nicht von den Kindern abgeschnitten zu werden; dies umso mehr, als ja auch die Gefahr einer Evakuierung von Badenweiler drohte. Die Frage des letztmöglichen Abreisetermins wurde fast jeden Tag in dem Zettelaustausch bei Paketabgabe ventiliert und die beiden Male, in denen meine Frau offizielle, oder durch Freundlichkeit der Gefängnisleitung inoffizielle, Sprecherlaubnis bekam, mit ihr erörtert, die Entscheidung aber immer wieder hinausgeschoben.

Mein Geburtstag, an dem mich meine Frau nur kurz sehen konnte, verstrich. Die zunächst von Herrn Knuth vertretene Meinung, ich werde demnächst freikommen, bewahrheitete sich nicht, im Gegenteil berichtete mir Palombini, Knuth habe durchblicken lassen, ich gelte in der Albrechtstrasse als undurchsichtig und werde daher wohl ins Lager gebracht werden.

Die Bemühungen meiner Frau gingen weiter, auch mein Vater hatte eine Intervention über den Finanzminister, Graf Schwerin-Krosigk, versucht. Schliesslich entschloss sich meine Frau, die Abreise auf den 3. Februar festzusetzen. Wir nahmen kurz vorher noch Abschied in dem Gefühl, dass man sich so bald wohl nicht wiedersehen würde.

Am 3. Februar wurde Berlin gegen Mittag von einem schweren Fliegerangriff heimgesucht. Die Mauern des Gefängnisses zitterten, man konnte vom Fenster aus die Geschwader der aus allen Richtungen kommenden Flugzeuge, die fast unbeschossen über Berlin kreisten, verfolgen und hinterher Staub- und Rauchwolken fast in allen Teilen der Stadt, die sich vom Fenster überblicken liessen, feststellen. Dieser Angriff kostete Freisler das Leben, der im Keller des Volksgerichtshofes den Bomben zum Opfer fiel. Sein Tod und die Zerstörungen in den Büros legten die Blutarbeit des Volksgerichtshofes für mehrere Wochen lahm und retteten einigen meiner Kameraden das Leben.

Ich hatte grosse Sorge, dass der Alarm meine Frau am Anhalter Bahnhof vor der Abreise überrascht hätte. Glücklicherweise erhielt ich am Abend noch die Mitteilung, meine Frau habe angerufen, die Abreise werde

verschoben. Die Zerstörungen auf dem Anhalter Bahnhof hatten die Abreise unmöglich gemacht, und meine Frau erklärte, diesem Fingerzeig folgend werde sie auf jede Gefahr hin weiter in Berlin bleiben, bis sie mich freibekommen hätte. Die Sorge wegen eines weiteren Vorgehens der Russen, die inzwischen an der Oder standen, und einige Brückenköpfe darüber hinaus vorgetrieben hatten, war gross; die Verhältnisse in Berlin begannen chaotisch zu werden, durch Potsdam, wo meine Frau und meine Eltern wohnten, zogen in langen Zügen Flüchtlinge aus Schlesien und der Neumark. Aber meine Frau bemühte sich weiter um meine Entlassung und kam Tag für Tag ins Gefängnis, um ein Paket abzugeben, und sich nach mir zu erkundigen.

Inzwischen war die bisherige Wachmannschaft, die meist aus jungen Leuten bestand, abgelöst worden; an ihre Stelle traten alte Hilfspolizisten, die sich freundlich zeigten und bei Spaziergängen und anderen Gelegenheiten gern einmal ein Auge zudrückten, wenn sich die Gefangenen miteinander unterhielten. Ich wurde aus meiner bisherigen Zelle am 8. Februar in eine im Erdgeschoss gelegene Zelle verlegt, was im Hinblick auf die Fliegerangriffe nicht unangenehm war und hatte in der neuen Umgebung leichter als bisher Gelegenheit, mit meinen Nachbarn bei Oeffnung der Zellen Verbindung aufzunehmen.

Am 14. Februar wurde ich plötzlich ins Büro gerufen. Ein junger SS-Mann vernahm mich über meine militärischen Verhältnisse, insbesondere über das für mich zuständige Bezirkskommando. Ich hatte das Gefühl, dass eine Veränderung meines Zustandes bevorstände und schwankte zwischen der Hoffnung auf Freilassung und der Furcht vor dem KZ-Lager.

Am 15. Februar gegen 11 Uhr wurde plötzlich die Tür meiner Zelle aufgerissen, ein SS-Mann erschien, fragte nach meinem Namen und erklärte: "Kommen Sie mit, Sie werden entlassen." Ich folgte ihm ins Büro, wo mir Herr Knuth zu meiner Entlassung gratulierte, mir meine bei der Einlieferung ins Gefängnis abgegebenen Wertsachen und sonstigen Besitzstücke aushändigte, und in seiner bärbeissigen Art erklärte: "Sehen Sie zu, dass Sie schnell fertig werden, es ist schon Voralarm, ausserdem wartet Ihre Frau hier." Ich packte also in fliegender Hast meine Koffer, die mir aus dem Keller gebracht wurden, fand keine Gelegenheit, mich von den freundlichen Kalfaktoren zu verabschieden, sondern konnte nur Palombini und Herrn von Gutenberg, einem Freund meines Schwagers Koenigswald, der leider noch Ende April im Gefängnis umgebracht wurde, zum Abschied die Hand drücken. Dann verliess ich in Begleitung meiner Frau und eines freundlichen SS-Mannes, der mein Gepäck trug, das Gefängnis.

Die Tatsache, dass ich mich unter Aufsicht des SS-Mannes befand, machte mir deutlich, dass ich mich nicht der vollen Freiheit erfreuen konnte. Dies wurde mir schnell bestätigt, denn es hiess, er habe mich zum Bezirkskommando am Magdeburger Platz zu bringen und dort einen Brief des Sicherheitshauptamtes abzugeben, ich werde dann von dort aus wohl zum Militär eingezogen werden.

Auf dem Weg zum Bezirkskommando kam Alarm, wir mussten in den Luftschutzbunker. Nach Entwarnung blieb meine Frau mit dem Gepäck in der Nähe des Anhalter Bahnhofs, während ich selbst mit dem SS-Mann zum Bezirkskommando ging. Glücklicherweise war dort noch keiner der zuständigen Offiziere anwesend, sie hatten wohl wegen des Alarms vorzeitig Schluss gemacht. Es gelang mir, den SS-Mann zu überreden, mich nach Hause gehen zu lassen gegen das Versprechen, mich am nächsten Tage um 14 Uhr vor dem Bezirkskommando mit ihm zu treffen. Nun war ich wenigstens für vierundzwanzig Stunden wirklich frei. Ich traf meine Frau am Anhalter Bahnhof, und wir begaben uns sofort mit der Bahn nach Potsdam, wo ich zunächst bei meinen Eltern vorsprach und dann am Abend zu meiner Schwester ging, um dort zu bleiben.

Am nächsten Morgen suchte ich zunächst Herrn Dr. Michel auf, der mit dem Abwicklungsstab seiner Behörde, der Verwaltungs- und Wirtschafts-Abteilung des Militärbefehlshabers Paris, jetzt in der Potsdamer Regierung sass. Er hatte meiner Frau in der Zeit meiner Gefangenschaft hilfreich zur Seite gestanden, hatte sich, wo er konnte, für mich eingesetzt, und ich hatte den Wunsch, ihm hierfür zu danken. Ich wurde von den Angehörigen des Stabes, einschliesslich der mir noch bekannten Sekretärinnen, wie ein vom Tode Auferstandener empfangen. Die Freude war allgemein, und Herr Michel bot sich sofort an, mich zu seinem Stabe anzufragen, um die von der Gestapo angeordnete Einziehung zu durchkreuzen. Mittags fuhr ich nach Berlin, um meinem Versprechen gemäss beim Bezirkskommando vorzusprechen. Meine Frau begleitete mich auf Schritt und Tritt.

Der SS-Mann war pünktlich zur Stelle, wir begaben uns in das Gebäude des Bezirkskommandos, ein altes Mietshaus in der Nähe des Magdeburger Platzes, der SS-Mann gab seinen Brief ab und verschwand, und ich hatte mit dem sogenannten IIA, keinem Offizier, sondern einem dicken, unangenehmen Zivilangestellten zu verhandeln. Die Tatsache, dass meinetwegen vom Sicherheitshauptamt ein Brief eingegangen war, verbreitete Furcht und Schrecken im

Bezirksskommando. Es war offensichtlich ein heikles Problem, diesen ungewöhnlichen Fall in den normalen Gang der Militärbürokratie einzuordnen, und zwar in einer Form, bei der das Bezirksskommando keine Verantwortung übernehmen, und sich nicht unbeliebt zu machen brauchte.

Ich wartete gemeinsam mit meiner Frau über eine Stunde, bis der Sachbearbeiter und sein Kommandeur, ein hilfloser Flakmajor, dem Tatbestand überhaupt auf den Grund gekommen waren. Sie erklärten, sie seien für meine Einziehung nicht zuständig, schon deswegen nicht, weil ja nicht feststehe, ob ich überhaupt würdig sei, im Offiziersrang eingezogen zu werden. Ausserdem sei ich ja noch nicht endgültig frei, da der Brief des Sicherheitshauptamtes besage, ich werde nur unter der Bedingung sofortiger Einziehung freigelassen. Diese Bedingung könne das Bezirksskommando aber nicht erfüllen. Ich regte an, mich dem zuständigen Bezirksskommando in Essen zu überweisen, wo man dann über meine Einziehung befinden könnte. Die Verantwortung hierfür war dem Bezirkskommandeur zu gross, er war völlig ratlos und kam schliesslich zu dem Entschluss, mich mit einem rückfragenden Brief in Begleitung eines Unteroffiziers zum Sicherheitshauptamt zurückzuschicken, damit geklärt würde, ob ich wirklich frei sei, und was mit mir zu geschehen hätte. Diese Haltung hatte ich trotz der mir bekannten Angst militärischer Stellen vor nationalsozialistischen Behörden nicht für möglich gehalten. Ich protestierte, aber erfolglos, und zog nun mit dem Unteroffizier, wiederum in Begleitung meiner Frau, zum Sicherheitshauptamt, das wegen Ausbombung nicht mehr in der Albrechtstrasse, sondern in der Kurfürstenstrasse, nicht weit vom Bezirksskommando, untergebracht war. Wir begaben uns sogleich in das Büro des für mich zuständigen Sachbearbeiters, SS-Sturmabführer Dr. Höhner, den meine Frau aus mehreren Unterredungen bereits kannte. Sie hatte es verstanden, sich selbst diesem als besonders gefährlich bekannten Kommissar gegenüber in Respekt zu setzen.

Dr. Höhner sah uns erstaunt eintreten, begrüsst mich mit einem recht unfreundlichen, meine Frau mit einem höflich fragenden Blick, winkte mit einer Handbewegung dem Unteroffizier, der sich sofort auf den einzig freien Stuhl gesetzt hatte, von diesem herunter mit den Worten: "Lassen Sie gefälligst Frau von Falkenhausen sitzen", und las den Brief des Bezirkskommandeurs. Dieser ärgerte ihn augenscheinlich wegen seiner bürokratischen Hilflosigkeit, und er fuhr den Unteroffizier sofort an: "Ihr seht doch, dass Herr von Falkenhausen freigelassen war, wenn Ihr Schafsköpfe noch Zweifel

hättet, hättet Ihr ihn ruhig nach Hause schicken und dann bei mir anfragen können. Wir haben uns doch klar genug ausgedrückt." Daraufhin wurden meine Frau und ich aus dem Zimmer geschickt, und Höhner diktierte einen Antwortbrief an das Bezirkskommando, dessen Wortlaut wir auch durch die Tür nicht hören konnten. Eine halbe Stunde später liess man uns wieder herein, Höhner erklärte zu mir gewandt: "Sie haben sich keineswegs korrekt und einwandfrei benommen, ausnahmsweise wollen wir die Sache auf sich beruhen lassen." Ich konnte nur mit den Achseln zucken, jede Erklärung meinerseits hätte die Situation verschlimmert. Darauf verabschiedete sich Höhner von uns, das heisst eigentlich nur von meiner Frau, die ihm ohne Scheu sagte: "Herr Dr. Höhner, ich hatte in Ihrem Büro bereits früher mehrfach Gelegenheit, für meinen Mann einzutreten, und Sie haben mir dabei Verständnis entgegengebracht. Kann ich Ihre Aeusserung, die Sache ist erledigt, dahin verstehen, dass Ihre Behörde keine Vorwürfe mehr gegen meinen Mann erheben will?" Dr. Höhner wiederholte mit einer leichten Verbeugung: "Frau von Falkenhausen, ich sagte schon einmal, die Sache ist erledigt." Dann geleitete uns der Unteroffizier zum Bezirkskommando zurück.

In dem Brief des Sicherheitshauptamtes, in den ich mir Einblick verschaffen konnte, hiess es, ich sei zwar frei, solle aber sofort eingezogen werden, und zwar nicht etwa zu irgend einem Stabe, sondern nur zur Front. Es war also ein Uriasbrief im wahrsten Sinne des Wortes.

Immerhin tat dieses Schreiben insofern seine Schuldigkeit, als es die Angst und Hilflosigkeit des Bezirkskommandeurs beschwichtigte. Er hielt sich glücklicherweise weiterhin für unzuständig, mich einzuziehen, konnte mir aber einen Marschbefehl nach Essen zur Meldung bei meinem zuständigen Bezirkskommando geben. Dabei war er naiv genug, mir seinen Briefwechsel mit dem Sicherheitshauptamt zur Weitergabe an die Essener Behörde auszuhändigen, und da der Brief nicht einmal versiegelt war, machte es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen.

Nun erst durfte ich mich wirklich als frei betrachten und genoss dieses Gefühl in vollen Zügen, so sorgenvoll die Zukunft auch aussah. Meine Frau und ich begaben uns nach Potsdam zurück, erst zu den Eltern, dann zu meiner Schwester, und ich blieb noch zwei Tage dort, um am 21. Februar nach Essen abzureisen. Meine Frau begab sich den Tag darauf nach Badenweiler, wo sie vier Tage später nach abenteuerlicher und gefährvoller Reise eintraf.

25-225/2-75

Wenn ich rückblickend überlege, wem ich nächst der göttlichen Fügung, die mein Schicksal so gnädig gelenkt hat, die Befreiung aus den Klauen der Gestapo verdanke, so stehen an erster Stelle meine Frau und meine Schwester, die aufopferungsvoll, geschickt und unermüdlich an der günstigen Wendung meines Geschicks gearbeitet haben. Meine physische und moralische Widerstandskraft wurde durch ständige Zufuhr an körperlicher und geistiger Nahrung, durch Austausch von Nachrichten und gelegentliche Sprechmöglichkeiten, auf der Höhe gehalten, denn nichts ist für einen Gefangenen meiner Art beglückender als das Gefühl dauernder Verbindung mit denen, die ihm am nächsten stehen, und das Bewusstsein, dass nichts unversucht bleibt, was die Dinge zum Guten wenden kann.

Trotz der immer schwieriger werdenden Verkehrsverhältnisse und der ständigen Gefahr durch Fliegerangriffe machte meine Schwester während der ganzen sechs Monate meiner Haft fast regelmässig mindestens zweimal in der Woche die mühsame Reise von Bornim nach Berlin, um Pakete im Gefängnis abzugeben, oder an anderen Stellen für mich tätig zu sein. Ihrer Geschicklichkeit war es gelungen, meinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen, den das Sicherheitshauptamt zunächst meinen Angehörigen zu verheimlichen versuchte, und sie knüpfte auch als erste Verbindungen zu dem Referenten der Reichsanwaltschaft. Selbst nach meiner Freilassung übertrug meine Schwester ihre selbstlose Hilfsbereitschaft auf andere Gefangene, die sie persönlich kannte, insbesondere den am 24. April 1945 von der Gestapo umgebrachten Baron Gutenberg, und fuhr noch so lange es möglich war, ohne Rücksicht auf Mühsal und Gefahren nach Moabit, um zu helfen und zu ermutigen. Sie erfreute sich, ebenso wie meine Frau, des besonderen Respekts des Herrn Knuth und seiner Kollegen im Gefängnisbüro, ein Beweis dafür, dass die Selbstlosigkeit einer vornehmen Persönlichkeit, gepaart mit sicherer und furchtloser Haltung auch auf rauhe Naturen ihre Wirkung nicht verfehlt.

Meine Frau hat während dieser Monate die schwerste Last tragen müssen. Sie ahnte, als die Nachricht vom Attentat des 20. Juli durchkam, dass ich damit in Verbindung stünde. Durch ein der Zensur halber bewusst unklar gefasstes Schreiben meines Schwagers erfuhr sie Anfang August, dass ich gefährdet sei; fast gleichzeitig erschienen zwei Gestapobeamte aus Lörrach in Badenweiler zur Haussuchung. Diese interessierten sich besonders für meine Briefe und bemerkten als erstes missfällig, dass in der ganzen Wohnung kein Hitlerbild sei. Dem sicheren, unerschrockenen und ruhigen Benehmen meiner Frau

gelang es, die Leute zu besänftigen. Sie beschränkten sich darauf, von meiner Frau die Verlesung meiner letzten Briefe zu verlangen, da sie meine Handschrift nicht entziffern konnten, und verliessen schliesslich ganz friedlich das Haus, ohne auch nur ein Schriftstück mitzunehmen.

Wo ich mich befand, verrieten sie meiner Frau nicht. Diese fuhr dann sofort nach Berlin, forschte bei allen in Betracht kommenden Behörden nach meinem Verbleib, erhielt jedoch keinerlei Auskunft, und musste am 18. August, dem Tage meiner Einlieferung in Moabit, unverrichteter Sache abreisen. Sobald meine Schwester ihr gedrahtet hatte, wo ich war, kam meine Frau sofort wieder nach Berlin, wurde mehrfach in der Albrechtstrasse vorstellig, erhielt aber keine Sprecherlaubnis. Sie gelangte nur bis zum Gefängnisbüro, um ein Paket für mich abzugeben. Wiederum reiste sie schweren Herzens ab, die militärischen Ereignisse im Elsass, und das Heranrücken der Front an den Rhein machten ihre Anwesenheit in Badenweiler notwendig.

Im Oktober 1944, als es hiess, meine Sache werde bald vor den Volksgerichtshof kommen, war sie wiederum in Berlin, erwirkte bei dem Anklagevertreter, Landgerichtsdirektor Schulze, zweimal eine Sprecherlaubnis und machte auf diesen einen solchen Eindruck, dass er mir später, als ich ihn nach meiner Freilassung aufsuchen musste, gestand: "Ihre Gattin ist eine Frau, die ich bewundert habe." Während dieser Wochen setzte meine Frau alle Hebel in Bewegung, um mir zu helfen, und ich habe keinen Zweifel, dass sie durch ihre geschickte Art, meine Unschuld zu beteuern, geholfen hat, die Atmosphäre für eine günstige Beurteilung meines Falles zu schaffen.

Ende November rief sie ein Telegramm erneut nach Badenweiler, man rechnete damals bereits mit einem Rheinübergang des Feindes und Abtransport der Bevölkerung. Da es wider Erwarten ruhig blieb, kehrte meine Frau nach Weihnachten nach Berlin zurück, und hat dann durch ihr geschicktes und mutiges Wirken den entscheidenden Beitrag zu meiner Befreiung geleistet.

Ueber die Verkettung glücklicher Umstände, die dann in Essen meine Einziehung zur Wehrmacht verhinderten, weil ich D.U. geschrieben wurde, und die mir dadurch das Ausweichen nach Badenweiler ermöglichten, und über die weiteren Abenteuer, die mich nach Eintreffen eines Einberufungsbefehls im April 1945 bis zum Einmarsch der Franzosen durch allerhand Fährlichkeiten bis nach Dingelsdorf am Bodensee führten, will ich hier nicht berichten, da sie mit den Ereignissen des 20. Juli nicht mehr in Zusammenhang stehen.

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akr. 4000/68	Best. 25225
Rep.	st.

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akt. 4654/71	Best.
Rep.	Kel.

DR. JUR. G. FREIHERR VON FALKENHAUSEN

PRIVAT:
ESSEN-BREDENEY
BRACHTSTRASSE 21
FERNSPRECHER: 41764
26069

BURKHARDT & CO.
ESSEN, LINDENALLEE 7/9
DRAHTWORT: BURKBANK
FERNSCHREIBER: 0857850
FERNSPRECHER: 214 01

ESSEN, DEN 3. Februar 1967

München 27

Möhlstr. 26

Institut für Zeitgeschichte	
Eingeg. am: 8. FEB. 1967	
210	160

Frau

Dr. Hildegard von Kotze
Institut für Zeitgeschichte

Sehr verehrte gnädige Frau!

Haben Sie verbindlichen Dank für Ihr Schreiben vom 31. Januar, aus dem ich zu meiner Freude und Genugtuung ersah, dass die nachgelassenen Tagebücher des Oberstleutnant i.G. Helmut Groscurth nunmehr publizistisch bearbeitet werden. Ich bezweifle zwar, dass Herr Groscurth in der Lage war, seinen Tagebüchern alle seine Gedanken und Pläne anzuvertrauen - dies wäre ungemein unvorsichtig gewesen -, trotzdem enthalten diese Tagebücher sicher interessante Aufschlüsse über seine Erlebnisse und sein Handeln.

Sie fragen mich nach dem Abendessen, das ich mit Herrn Groscurth und meinen Freunden Etzdorf, Marwitz und Koch gehabt habe. Selbstverständlich erinnere ich mich daran noch sehr genau, wenn mir auch das genaue Datum nicht mehr gegenwärtig ist, da ich selbst niemals Tagebücher geführt habe und mich auf mein Gedächtnis verlassen muss.

Die Zusammenhänge waren folgendermassen: Ich wurde im November 1939 als Rittmeister d.R. zum OKH Generalstab/Zentralabteilung einberufen - nicht ganz ohne mein persönliches Zutun - und arbeitete unter den Herren Oberstleutnant i.G. von Ziehlberg - später als General auf Befehl von Hitler erschossen - und Oberstleutnant i.G. Graf von Kirchbach. Zur gleichen Zeit war mein Freund Etzdorf, zuletzt Botschafter der Bundesrepublik in London, jetzt im Ruhestand, Vertreter des Auswärtigen Amtes beim OKH. Er war in ständigem Kontakt mit General Halder und dem damaligen Oberst, späteren General Wagner, und war von Anfang an einer der entschiedensten Hitler-Gegner, der ständig zu einer rechtzeitigen, das heisst vor weiterer Ausweitung des Krieges vorzunehmenden gewaltsamen Aktion gegen Hitler riet.

Da ich selbst in gleichem Sinne tätig zu sein versuchte, brachte mich Etzdorf mit Herrn Groscurth zusammen, der im Gegensatz zu vielen seiner Kameraden gleichfalls ein ganz entschiedener und zu Aktionen bereiter Hitler-Gegner war. Ich glaube, ich habe ihn zum ersten Mal im Hauptquartier, dem sogenannten "Zeppelin" bei Zossen kennen gelernt.

Ich arrangierte dann im Dezember das von Ihnen erwähnte Abendessen, wozu mein Vetter Marwitz, damals Werkmeister des Johanniterordens, die Räume des Ordensbüros in der Nähe des Magdeburger Platzes zur Verfügung stellte, damit wir völlig ungestört uns unterhalten konnten. Für das Essen sorgte Herr Koch, der Aufsichtsratsvorsitzender der Aschinger-Gesellschaft war und dort die entsprechenden kalten Platten besorgen konnte.

Was die Teilnehmer anbetraf, so habe ich Etzdorf schon geschildert. Mein Vetter Marwitz war wahrscheinlich der unpolitischste von uns, aber als enger Freund des Grafen Hardenberg-Neu-Hardenberg sachlich und gefühlsmässig Gegner des Dritten Reiches.

Rechtsanwalt Koch, ein enger Freund von mir, hatte sich schon zu Beginn des Dritten Reiches - ich glaube im Jahre 1934 oder 1935 - dadurch unbeliebt gemacht, dass er die jüdische Firma Simson, Suhl, gegen Enteignungsversuche des Gauleiters Sauckel vertrat. Er tat dies zunächst im Einvernehmen mit dem Heereswaffenamt, wurde von diesem aber im entscheidenden Augenblick im Stich gelassen, und auf Anordnung des Gauleiters Sauckel eingesperrt und so lange in Haft behalten, bis die Simson-Werke dem Gauleiter überlassen waren. Nach seiner Freilassung hat er, obwohl jetzt gebranntes Kind, sich nicht gescheut, weiterhin offen seine Meinung zu vertreten und hat später die Verteidigung Niemöller's übernommen, die ihn gleichfalls bei den Nationalsozialisten nicht beliebter machte. [Im Kriege war er als Major d.R. beim stellvertretenden Generalkommando und später, soweit ich unterrichtet bin, bei einer anderen militärischen Stelle in Berlin tätig.] Am 20. Januar 1945 wurde er verhaftet, weil herausgekommen war, dass er nach dem 20. Juli 1944 vorübergehend Gisevius und Nebe bei sich aufgenommen hatte, und ist dann noch Ende April 1945 von der SS kurzerhand umgebracht worden.

dehler Hoff?

Die Unterhaltung am 5. Dezember 1939 drehte sich naturgemäss um das Problem, was geschehen könnte, um Hitler unschädlich zu machen, damit vor weiterer Zerstörung der westlichen Welt würde Frieden geschlossen werden können. Wir waren uns einig, dass dies nur durch einen Gewaltakt möglich sei und erwogen vor allem die Frage, mit welchen Mitteln die massgebenden Männer des OKH zu einer Aktion bewogen werden könnten.

Sie wissen selbst, wie alle diese Dinge dann im Erwägungsstadium stecken blieben, weil niemand bereit war, die entscheidende Aktion einzuleiten. Jedenfalls weiss ich genau, dass Herr Groscurth sich damals über die mangelnde Einsicht oder mangelnde Entschlussfreudigkeit vieler seiner Kameraden bitter beklagte.

Später, es mag im Jahre 1941 gewesen sein, hat mich Herr Groscurth noch einmal in Paris besucht, und in meinem Büro wiederum sehr offen mit mir gesprochen, ohne dass neue Gesichtspunkte zutage gefördert werden konnten. Er schlug mir damals vor, mich in seinen Stab versetzen zu lassen, doch riet ich davon ab, weil ich glaubte, in Paris der gemeinsamen Sache nützlicher sein zu können. Tatsächlich wäre ich auch, selbst wenn meine Versetzung verfügt worden wäre, nur kurze Zeit mit Groscurth zusammen gewesen, da dieser als OQu IV abberufen und in den Osten versetzt wurde.

Damit habe ich in Kürze meine persönlichen Erinnerungen an den von mir sehr hoch geschätzten Oberstleutnant Groscurth mitgeteilt.

Zur Illustrierung aller dieser Fragen übersende ich Ihnen in der Annahme, dass Sie das eine oder andere daraus interessiert, die Erinnerungen, die ich selbst unmittelbar nach dem Kriege (Sommer 1945) an diese Zeit aufgeschrieben habe. Sie betreffen natürlich in erster Linie mein persönliches Schicksal, reflektieren aber Stimmungen und Ansichten, die meine Freunde und ich in der damaligen Zeit austauschten.

Diese Erinnerungen waren und sind nicht zur Veröffentlichung bestimmt, sie können aber vielleicht Ihrem Institut hier und da gewisse Anhaltspunkte geben, die für Ihre Arbeiten nützlich sind.

Company 42

= OQu - 2
Groscurth
müßte
Nah bei;
als er war
das nie!

Da ich selbst die Veröffentlichungen des Instituts regelmässig lese, nehme ich an dessen Arbeiten natürlich das grösste Interesse.

Ich hoffe, dass Ihnen meine aus dem Gedächtnis gegebene Darstellung für Ihre Arbeit etwas helfen kann und bin

mit verbindlichsten Grüssen

Ihr ergebener

John van der Meer

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz.	Best.
Rep.	Kat.